

Diese Kopie stammt von der Internet-Adresse:

<http://hacklaender.taro-breuer.de/>

Nähere Informationen über Hackländers Leben und Werk
finden Sie ebenfalls dort. Bei Fragen, Ergänzungen oder
Interesse an einer gedruckten Ausgabe schreiben Sie bitte an:

hacklaender@taro-breuer.de

Die Dame von Rittwitz

Taro Breuer, Hamburg den 16. April 2001

F. W. Hackländer

Bearbeitet und herausgegeben von
Taro Breuer

16. April 2001

Alle Rechte vorbehalten.
Nur für den privaten Gebrauch!

Autor: Hackländer, Friedrich Wilhelm (Ritter von ab 1860)
..... * 01. November 1816 in Burtscheid bei Aachen
..... † 6. Juli 1877 in Leoni am Starnberger See
Titel: Die Dame von Rittwitz
Quelle: Krieg und Frieden, Band 1 (1859)
Herausgeber: Taro Breuer, Hamburg
Ausgaben:
1.0 vom 01. Dezember 1999
2.0 vom 16. April 2001
Satz: L^AT_EX 2_ε
Schrift: CharterBT

Inhaltsverzeichnis

1	4
2	14
3	24
4	34

Kapitel 1

Wir erlauben uns, den geneigten Leser in den Parterrestock eines eleganten Hauses zu führen. Daß wir die Stadt, wo diese kleine in der Tat sehr wahre Geschichte spielt, im gegenwärtigen Augenblick nicht zu nennen im Stande sind, halten wir von unserem Standpunkte als Schriftsteller für ein Unglück, denn wir wissen wohl, daß es der Phantasie des Lesers außerordentlich förderlich ist, wenn man genau angeben kann, es ist da oder dort gewesen, wo sich dies und das begeben. Sollte übrigens diese kleine Geschichte das Glück haben, hie und da jemand so besonders zu gefallen, daß ihm viel daran gelegen wäre, den Namen der Stadt zu erfahren, so stehen wir auch hierin vertraulicher Weise gern zu Diensten.

Der Parterrestock, von dem wir oben sprachen, besteht aus vielleicht sechs Zimmern, und man gelangt in dieselben aus einer bedeckten Einfahrt für Wagen, von welcher eine kleine mit Blumen garnierte Treppe ein paar Stufen aufwärts in ein Vorzimmer führt, das, wie fast alle Vorzimmer eines guten Hauses, einfach behaglich aber ohne Luxus möbliert ist. Es muß bei allen Dingen dieser Welt eine Steigerung geben, man muß erst Interesse haben, immer weiter vorzudringen, und es ergeht uns hierin immer noch wie den Kindern, deren größtes Vergnügen darin besteht, sich das Beste bis zu letzt aufzusparen.

An das Vorzimmer stößt ein kleines Kabinet, schon wohnlicher und behaglicher. Die Stühle haben sich in Sessel verwandelt, die einfache Carcell-Lampe in der Mitte dort ist hier zu einem kleinen Kronleuchter geworden, dunkle Vorhänge rahmen das Fenster ein und vom hölzernen Fußboden sind wir auf einen einfachen Teppich gekommen. Der Schreibtisch am Fenster könnte uns sagen wollen, wir befinden uns in dem Schreibzimmer des Bewohners dieses Parterrestocks; doch belehrt uns das Wesen, sowie das Äußere der Person, welche davor sitzt und eine Menge Briefe in bereitliegende Kuverts schiebt und

diese zusiegelt, daß wir es mit dem Kammerdiener des Hausherrn zu tun haben. Dieser Kammerdiener ist ein älterer Mann mit grauen Haaren, schwarz und sehr sorgfältig, ja fast festlich gekleidet, mit weißer Weste und weißer Halsbinde. Er sitzt gebückt über seiner Beschäftigung, vergleicht genau die Briefe mit den Adressen auf den Umschlägen bevor er siegelt und macht ein einigermaßen trauriges Gesicht, wozu noch kommt, daß hie und da, wenn er das Petschaft aufdrückt, ein Seufzer seiner Brust entfährt. Jetzt schichtet er die fertigen Kuverts zusammen, löscht das Licht und legt darauf den Kopf gedankenvoll in die Hand, schaut einen Augenblick zum Fenster hinaus, sieht dann auf die vor ihm stehende Uhr und schüttelt leicht mit dem Kopfe.

„Das dauert lange,“ murmelte er vor sich hin. „Hätte mir gedacht, sie würden alles getan haben, um eine für beide so peinliche Zeremonie abzukürzen. Tut mir leid, daß ich das noch erleben mußte.“ Nach diesen Worten stand er auf, stäubte sorgfältig verschiedene Stückchen von der Fahne einer Schreibfeder sowie Siegellackfäden von den Aufschlägen seines schwarzen Frackes und ging in das Nebenzimmer, wohin wir ihm folgen wollen.

Dieses Zimmer, ein schon reicherer Salon, hat außer den beiden Türen zum Ein- und Ausgehen noch eine Nebentür, die zu einem kleinen Eßzimmer führt, groß genug zu einem Diner für acht Personen. Hier ist alles von geschnitztem Eichenholz; schwere Möbel, die Sessel mit hohen Lehnen, an den Wänden eine Imitation von alten Ledertapeten; ein einziges Fenster geht auf den Hof und zeigt, daß sich dort ein einstöckiges Seitengebäude an dieses Eßzimmer anschließt, Küche und Büffetzimmer enthaltend. Der Salon vor dem Speisezimmer, welchen wir durchschritten, ist ein reich ausgestattetes Gemach mit guten Bildern an den Wänden von rötlich brauner Farbe, mit kleinen Statuetten in den Ecken und all' den vielerlei Phantasien und unnötigen Sachen, die wir so leicht entbehren könnten und die doch ein Appartement so angenehm und wohnlich machen. In diesem Salon versammelt man sich bei dem Hausherrn zu den kleinen Dinern, die er gern seinen Freunden und den ihm empfohlenen Fremden zu geben pflegt. Doch war es den letzteren selten vergönnt, weiter in den Appartements vorzudringen, und nur die ganz genauen Bekannten wurden gern in dem anstoßenden eigentlichen Wohnzimmer des Herrn gesehen.

Dieses Zimmer hatte er nach seinem Geschmack eingerichtet und es war ganz in dem Stil jener prachvollen Gemäcker, die wir nirgends schöner als in den alten englischen Schlössern sehen und von denen uns Nash so wundervolle

Zeichnungen gegeben. Hier war ein Erker mit einem einzigen hohen und breiten Fenster, dessen oberer Teil aus den kostbarsten alten Glasmalereien bestand. Die Vorhänge zu beiden Seiten aus den schwersten Stoffen schleiften auf dem Boden. Das Ameublement war schwer und doch aufs bequemste eingerichtet. Die alten Lehnstühle, mit dunklem gepreßtem Samt bezogen, schienen ihre Arme liebend für eine ganze Familie zu öffnen; die kunstreich gewirkten Tischdecken hingen so tief herab, daß man von den Gestellen dieser Tische nicht das mindeste sah. Ein offener Bücherschrank auf einer Seite zeigte eine Unmasse seltener Kupferwerke, während auf einem Büffet gegenüber reiche silberne Schüsseln und Gefäße, seltene Krüge und Gläser sowie kostbare Stücke einer Majolica-Sammlung prangten. Der Fußboden war mit Teppichen bedeckt, mit kleinen persischen Vorlagen, die unter und neben den verschiedenen Möbeln auf einer dicken Smyrnadecke lagen. In dem Erker waren Bärenfelle ausgebreitet, in denen die Füße der Lehnstühle und Fauteuils so tief einsanken, wie der Fuß eines Spaziergängers auf einer dicht bewachsenen Wiese.

An der Wand neben dem großen Fenster hing in einem Eichenholzrahmen das lebensgroße Bild eines schon ältlichen Herrn in der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts. Das kurz abgeschnittene Haar, welches etwas struppig empor stand, sowie der spitze Knebelbart, beide von rötlicher Farbe, hoben einen bleichen aber nicht unschönen Kopf etwas zu scharf hervor. Wenn man aber dieses Gesicht etwas näher betrachtete, so bemerkte man einen eigentümlichen stehenden, fast boshaften Blick, sowie scharf zusammengekniffene Lippen, was dem Kopf etwas lauerndes, ja unheimliches gab. Der Mann auf dem Bilde zeigte sich in stolzer Haltung; er trug ein Keid von dunklem gestreiftem Samt, von dem man aber nur die enganliegenden Ärmel sah; das andere war von dem glänzenden Harnisch bedeckt, über den am Halse ein weißer breiter zierlich gezackter Kragen herausging. Die linke Hand ruhte auf dem Schwertgriff, der Zeigefinger der Rechten, die auf einem Tischchen aufgestützt war, schien auf ein Papier zu deuten, das aufgerollt dalag und an einer Seite des Tischchens herabhing.

In der gleichen Haltung sieht man häufig Fürsten abgebildet, die ihrem Lande eine gute Constitution gegeben und auf diese Art von der dankbaren Nachwelt vergegenwärtigt wurden. Der alte Herr aber war kein regierender Fürst gewesen, hatte auch keine Constitution gegeben, vielmehr war das Papier, auf welches er hinwies, seine letztwillige Verfügung, die für seine Erben eine Klausel enthielt, welche gerade nicht dazu gemacht war, ihn in dankbarer Erinnerung fortleben zu lassen.

Wir wollen dem geneigten Leser nur noch sagen, daß der alte Herr im Bilde Graf Joachim von Schönfeld, Ahnherr des jetzigen Bewohners des Hauses war, und dann eines zweiten Bildes erwähnen, welches dem Herrn Joachim gerade gegenüber hing. Hier sah man eine Dame abgebildet in langem weißem Gewande, deren Gesicht seltsamer Weise abgewendet war, sodaß man nur ihr langes fliegendes schwarzes Haar sah, welches über den weißen Nacken und die entblößten Schultern herabhing und auf wunderliche Art mit Feldblumen durchflochten war. Die Umgebung dieser Dame war zur Rechten eine dichte Baumgruppe, sie selbst lehnte auf einem starken Ast und schien vor sich in eine Tiefe hinabzublicken. Es war das ein seltsames melancholisches Gemälde; der Maler hatte wohl absichtlich alles Licht auf die weiße Gestalt konzentriert, sodaß diese selbst abends in der Dämmerung wahrhaft gespensterhaft hervorleuchtete.

Lassen wir aber für einen Augenblick die toten Figuren auf den Bildern und beschäftigen uns mit den lebendigen in diesem Zimmer. Es sind dies drei Freunde des Hausherrn, die vor dem Kamin plaudern und Zigarren rauchend in den bequemsten Fauteuils ruhen und die sich, wie wir aus den ersten Worten vernehmen, mit dem Abwesenden beschäftigen. Alle drei befinden sich in gewählter Toilette, im schwarzen Frack, tragen weiße Halbinden und der Älteste von ihnen, der vielleicht ein Vierziger sein kann und der sich von den beiden Andern durch einen militärischen Schnurrbart auszeichnet, trägt um den Hals sowie an einer kleinen goldenen Kette auf der linken Seite seines Frackes die Dekorationen verschiedener Orden.

„Ihr habt zuweilen recht leichsinnige Ideen,“ sagte dieser, „und dabei noch nie gefühlt, was es heißt, kein Geld zu haben oder dasselbe mühsam selbst verdienen zu müssen.“

„Das erstere habe ich schon oft gefühlt,“ meinte Hugo von B., einer der beiden andern, ein junger blonder Mann mit freundlichen Augen und einem sehr heiteren Gesichtsausdruck. „Teufel auch! Ich weiß wohl, was es heißt, kein Geld zu haben. Und Du wohl auch?“ wandte er sich lachend an den Dritten, der, obgleich ebenfalls noch jung, doch ein sehr bedächtiges Wesen hatte und jetzt, indem er ruhig die Asche von seiner Zigarre stieß, langsam mit dem Kopfe nickte.

„Was ihr kein Geld zu haben nennt,“ fuhr der, welcher zuerst gesprochen, fort, „so drehe ich deshalb keine Hand herum. Das sind augenblickliche selbst

verschuldete Verlegenheiten, die ihr selbst im schlimmsten Fall durch unerhörte Prozente und langatmige Wechsel wieder gut machen könnt. Aber Arthurs Verhältnisse sind ganz anderer Art. Ich bedauere den armen Kerl.“

„Mich in der Tat auch, Scherz bei Seite!“ sagte der mit dem blonden Haar. „Man muß es nur immer verstehen, sich in die Lage des Andern zu versetzen. Wenn ich bedenke, ich sollte eine Dame heiraten, selbst aus der besten Familie, deren Äußeres so ist, daß eine Antipathie vollkommen gerechtfertigt erscheint – bürr! ich wäre einer der unglücklichsten Menschen.“

„Natürlich – Du,“ sprach langsam der Bedächtige, „mit Deiner Leidenschaft für alles Schöne.“ Und dabei hob er den glänzenden Stiefel in die Höhe und machte eine sehr komisch aussehende kreisförmige Tanzbewegung. „Du weißt doch das Genaueste,“ wandte er sich nach einer kleinen Pause an den Ältesten der Drei, „von dieser eigentlich wahnsinnigen Testaments-Geschichte! Ich kann Dir versichern, Major, ich habe nie daran geglaubt.“

„Das finde ich begreiflich,“ antwortete Major von A., „kann doch natürlicher Weise keiner von uns über fünfzig Jahre zurückdenken. Aber ich erinnere mich wohl noch, wie mir mein Vater von dem Fideikommiß des alten Herrn Joachim sprach.“

„Und ein solches Fideikommiß bindet auf ewige Zeiten?“ fragte der mit dem blonden Haar. „Das mußt Du ja am besten wissen, Rechtsbeflissener,“ fragte er den Bedächtigen.

„Allerdings kann ein solches Fideikommiß auf ewige Zeiten errichtet werden,“ gab dieser zur Antwort, „und im vorliegenden Fall soll dasselbe nur lösbar sein mit Bewilligung beider Interessenten. Und daß die Familie Rittwitz ihre Zustimmung zu einer Annulierung dieser letzten Willensmeinung nicht geben wird, liegt auf flacher Hand.“

„Und die Bestimmung selbst?“ forschte der andere weiter.

„Diese Bestimmung ist sehr einfach,“ antwortete der Major, „und hätte schon viel Unglück hervorbringen können, wenn ein freundliches Schicksal nicht schon ein paar Mal in der Art vergleichend aufgetreten wäre, daß ein Nachkomme des alten Herrn Joachim Schönfeld die betreffende Dame aus der Familie Rittwitz lebenswürdig gefunden und bereitwillig eine Verbindung mit ihr eingegangen wäre.“ „Aber die Klausel wörtlich!“ sagte Herr von B.

„Nun gerade wörtlich kann ich sie Dir nicht geben, aber dem Sinne nach besagt sie, daß vom Todestag des alten Herrn Joachim an gerechnet in jedem

Jahrhundert einer aus der Familie Schönfeld eine Dame von denen von Rittwitz heiraten muß. Geschieht dieses nicht, so fällt der größte Teil des Vermögens der Schönfeld an die Rittwitz.“

„Und ist während des Jahrhunderts eine Zeit bestimmt, wann eine solche Heirat vor sich gehen muß?“

„Das nicht. Eine solche Verbindung kann am Anfang oder am Ende dieser bestimmten Zeit vollzogen werden. Das ist vollkommen gleichgültig, nur muß es vor Ablauf eines jeden Jahrhunderts, von dem genannten Todestag gerechnet, geschehen. Wie ich schon vorhin bemerkte, hat dieses Fideikommiß bis jetzt noch nie zu unangenehmen Verwicklungen zwischen den beiden Familien Veranlassung gegeben. Es fanden sich immer freiwillige, welche sich vor Ablauf der anberaumten Zeit vermählten. Ja durch diese öfteren Heiraten herüber und hinüber lebten die beiden Familien im besten Einverständnis bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, wo irgendetwas vorfiel, das eine Spannung hervorrief, die bis auf den heutigen Tag nicht ausgeglichen wurde. Natürlicher Weise sah sich dadurch jeder in der Hauptlinie der Schönfeld bewogen, die Heirat mit einer Rittwitz seinem Nachfolger zu überlassen, und so kam es denn jetzt auf unseren unglücklichen Arthur, der als Opfer fallen mußte, denn in ungefähr vier Wochen feiert man den Todestag des alten Herrn Joachim, und wie das jetzige Haupt der Rittwitzschen Familie, der Vater unserer Braut Helene, gegen die Schönfeld gesinnt ist, wissen wir alle zur Genüge.“

„Ich kenne den alten Rittwitz garnicht!“ sagte Baron von C., der Bedächtige, ein junger Legationsrat, der im Kabinett Sr. Majestät des Königs angestellt war.

„Ich glaube wohl, daß Du ihn nicht kennst, er war seit langen, langen Jahren entfernt. Ich glaube, daß er nur ein einziges Mal hier war.“

„Mir wäre es ungeheuer gleichgültig, den alten Herrn zu kennen,“ meinte Hugo von B. Aber die Braut oder die gegenwärtige Gräfin Schönfeld möchte ich wohl das Vergnügen haben, wenigstens ein einziges Mal zu sehen, wozu aber vor der Hand wenig Hoffnung vorhanden sein wird, denn wie ich höre, wollen die Neuvermählten noch heute Abend nach Italien abreisen und dort längere Zeit bleiben.“

„Auch Arthur?“ fragte der Legationsrat.

„Arthur ist anständig genug,“ entgegnete der Major, „so viel es ihm möglich ist, die Dehors zu beachten. Am Ende ist Fräulein von Rittwitz auch nicht schuld daran, daß der Ahnherr der Schönfeld eine so wahnsinnige Verfügung hinter-

lassen hat und daß ihr Papa ein eigensinniger Kautz ist, der sich auf keinen Vergleich einlassen will.“

„Aber sie soll unausstehlich sein,“ bemerkte Hugo von B. „Sprich doch Major, Du hast sie ja gesehen.“

„Einmal nur,“ antwortete der Major achselzuckend, „und da ist sie mir allerdings weder schön noch liebenswürdig erschienen.“

„Nun das erstere ist ein Unglück; aber was das andere anbelangt, so hätte sie der alte Rittwitz besser erziehen sollen.“

„Ist sie groß oder klein?“ fragte der bedächtige Legationsrat.

„Groß,“ gab der Major zur Antwort. „Auch voll, und ihre Figur wäre, eine auffallend starke Hüfte abgerechnet, nicht so übel. Was aber ihr Gesicht anbelangt, so hat sie Haare von einer sonderbaren Farbe, nicht blond und nicht rötlich, dabei hart und ohne Glanz.“

„Und das ist ein großes Unglück,“ warf der junge blonde Mann dazwischen, indem er durch seine dichten, in der Tat auffallend schönen Locken fuhr. „Ach, so ein glänzendes, reiches kühles Haar kann mich mit vielem versöhnen. Die Berührung elektrisiert. Ach! ich halte viel auf schönes Haar.“ Der Legationsrat warf seinem Freund, dem Major, einen lächelnden Seitenblick zu, welcher ihn aufzufordern schien, sich um die Extase des Andern nicht zu kümmern. Dieser sagte dann auch: „Der Kopf ist häßlich und noch mehr als das: unangenehm. Daß Fräulein von Rittwitz in ihrer Jugend ein Auge verloren und eine schwarze Binde trägt, ist ein Unglück und hätte vielleicht nicht so viel zu bedeuten. Aber ihre Gesichtsfarbe ist wie die des Haares: unaussprechlich, glanzlos und unangenehm, die Zähne mangelhaft, und leider muß ich es wiederholen, so fatal ihr Äußeres sich darstellt, so paßt es doch vollkommen zu ihrem Wesen, zu ihren Manieren!“

„O weh! o weh!“ sagte Herr von B.

„Sie soll unfreundlich sein, verdrießlich, mißtrauisch, kurz, viele von den Eigenschaften haben, die im Stande sind, einem armen Ehemann das Leben zur Hölle zu machen.“

„Das ist ein harter Schritt, den Arthur im Begriff ist zu tun, oder den er in diesem Augenblick schon getan hat,“ sagte der Bedächtige.

„Mich schaudert, wenn ich an unseren armen Freund denke. – Was ist überhaupt der Ehestand?“ philosophierte Hugo von B. „Ein Gewebe, locker zum Auseinanderfallen und doch fesselnd wie der beste Stahl; ein Kranz von zahl-

losen Leiden und sehr wenig Freuden, eine Guirlande, wie man sie in einem harten Winter beim Gärtner für sein teures Geld bestellt; sehr viel Laub und fast gar keine Blumen.“

„Wenn man Dich so reden hört,“ lachte der Major, „so sollte man glauben, Du habest schon traurige Erfahrungen gemacht.“

„Das habe ich auch,“ entgegnete der andere ebenfalls lachend, „freilich nicht in meinem eigenen Hause, dafür bin ich bei andern in harte Schulen gegangen.“

„Er nennt das harte Schulen,“ meinte der Legationsrat, „wenn er durch übermäßig auffallendes Courmachen leichtsinniger Weise eine häusliche Szene verursacht hat, wo auch gelegentlich auch für ihn einige passende Worte mit abfielen. – Aber sage mir,“ wandte er sich an den Major, „zu welchem Zweck hat uns Arthur eigentlich hierher gebeten? Er schrieb mir von einem kleinen vertraulichen Diner.“

„Mir auch,“ sagte der blonde Hugo.

„Werden wir die Gräfin Schönfeld zu sehen bekommen?“

„Wahrscheinlich nicht,“ erwiderte kopfschüttelnd der Major, „da es jedem, sogar uns, seinen besten Freunden untersagt war, in der Kirche während der Trauung zu erscheinen, so könnt ihr euch wohl denken, daß sich die Neuvermählte noch viel weniger bei einem kleinen Diner vor uns sehen lassen wird. Ich meinesteils glaube, Arthur will noch mit uns ein paar vergnügte Stunden verleben, ehe er – sein neues Leben antritt.“

„Also eine Art Henkersmahlzeit,“ sprach Hugo von B. „Schade um dies lebenswürdige Appartement, daß es für längere Zeit geschlossen werden soll. Es ist doch die reizendste und bequemste Garconwohnung, die man sich in seinen kühnsten Träumen nur auszudenken vermag.“

„Auch ich wüßte nichts daran auszusetzen,“ warf der Legationsrat ein.

„Nur eins ist mir unbegreiflich,“ fuhr der andere fort, „warum Arthur die beiden melancholischen Bilder dort beständig um sich haben mag.“

„Die Bilder sind wundervoll gemalt,“ antwortete der Major, indem er einen flüchtigen Blick nach beiden Seiten warf. „Und dann ist wegen derselben ebenfalls eine Art Verfügung getroffen worden. Sie kommen jedesmal in den Besitz dessen, der zum Besten seiner Familie eine Rittwitz heiraten muß; es ist freilich eine eigentümliche Art, ihn zum Gehorsam gegen die Befehle des Ahnherrn zu ermahnen.“

„Die weiße Dame ist eine Rittwitz?“ fragte der Legationsrat.

Der Major nickte mit dem Kopf, während Hugo von B. seinen Fauteuil gegen das Bild wandte und es längere Zeit aufmerksam betrachtete. „Das gnädige Fräulein,“ sagte er alsdann, „verharrt da in einer ganz eigentümlichen Stellung. Man sollte glauben, unten vor ihr befände sich ein tiefes Wasser, und sie habe sich diesen Platz ausgesucht, um ungestört hinabspringen zu können.“

„Du hast nicht ganz Unrecht,“ sprach der Major mit ernster Stimme. „Dies Bild zeigt ein Fräulein Hildegard von Rittwitz wenige Augenblicke vor ihrem Tod.“

„Alle Teufel,“ rief Hugo von B. mit einem scheuen Blick auf das Bild. „Was Du da eben sagst, macht mir die Dame wohl interessanter aber nicht lieber. – So, so! Da war denn wohl Herr Joachim ein schlimmer Patron? Was die Damen ein Ungeheuer nennen, ein treuloser Verführer, eine Art Don Juan.“

„Er war, was Du zu werden versprichst,“ sagte ruhig der Legationsrat, in dem er die Asche von seiner Zigarre abstieß.

„Allerdings verschuldete er das Unglück dieser jungen Dame und um das, was er jener Familie getan, einigermaßen wieder gut zu machen, entstand jenes sonderbare Fideikommiß.“

„So läßt er für das, was er selbst getan, seine Nachkommen büßen,“ bemerkte Herr von B. „Das ist eine bequeme Art, seine Schulden zu bezahlen.“

„Doch hat auch er selbst wieder gut gemacht, was er gekonnt und sich bei Lebzeiten, sowie selbst nach seinem Tode strenge Bußen auferlegt. So verfügte er ebenfalls, daß man ihn unter der Schwelle der Dorfkirche begraben solle, bei welcher das Schönfeldsche Namensgut liegt, damit jeder der Ein- und Auswandernden auf ihn, den argen Sünder treten müsse.“

“Schlag Du erst diese Welt zu Trümmern,
Das Jenseits kann dich wenig kümmern.“

rezitierte Herr von B.

Worauf ihm der Legationsrat antwortete: „Mit solchen Ideen, überhaupt mit Deinen Ansichten wäre es freilich keine große Tat, Dich unter der Schwelle irgend einer Kirche begraben zu lassen. Aber wenn Du den Stolz und den Hochmut der Herren von damals annimmst, wo der kleinste Baron unumschränkt war und sich mehr dünkte als heutzutage ein Kaiser oder König, so kannst Du

Dir einen Begriff davon machen, was es dem alten Herrn Joachim gekostet haben mag, eine Verfügung zu treffen, in Folge welcher die Bauern mit ihren schmutzigen Stiefeln auf seinem hochadeligen Wappen und seiner gräflichen, freilich nur aus Stein gehauenen Nase umherspazierten. – Doch da rollt ein Wagen unter den Eingang. Es wird Arthur sein.“

Und es war in der Tat der Herr des Hauses. Der alte Kammerdiener hob die Portière an der Tür des Nebenzimmers auf und machte wahrscheinlich eine so tiefe Verbeugung, um sein kummervolles Gesicht nicht sehen zu lassen. Er nahm Hut und Handschuhe in Empfang und zog sich darauf stillschweigend zurück.

Kapitel 2

Graf Arthur Schönfeld war ein Mann an die Dreißig, eine angenehme, offene und ehrliche Persönlichkeit. Er hatte manchen guten Freund, viele Bekannte und keine Feinde. Früher Kavallerie-Offizier war er mit seinen Kameraden und Untergebenen so weit in Rapport geblieben, daß er in jeder Beziehung mit Rat und Tat half, wo er helfen konnte. Was seine ehemaligen Reiter anbelangte, so wurden ihm von jedem derselben trotz beständigen Abwinkens die militärischen Honneurs noch ebenso pünktlich gemacht, wie früher, wo er noch die Uniform trug. Ohne ein Beau zu sein, war Arthur von Schönfeld durch sein angenehmes Äußere und durch seine eleganten, wahrhaft vornehmen Manieren der bemitleidete Liebling der Damenwelt. Man sah in ihm ein Opfer der Rittwitzschen Habsucht und manch schmachtender Blick eines schönen Auges, manch leiser Druck einer feinen Hand sprachen ihm von innigem Mitgefühl, daß etwas anderes hätte werden können, wenn er gewollt.

So sehr aber Graf Schönfeld gesucht worden war, so wenig hatte er, ein paar unbedeutende kleine Verhältnisse ausgenommen, die jeder in seiner Jugend durchgemacht, irgend eine ernstliche Verbindung gehabt oder unterhalten. Wohl neckten ihn seine Freunde mit einer Reise, die er vor einigen Jahren nach Italien gemacht und wo er, wie sie behaupteten, sein Herz zurückgelassen habe. Doch lächelte er nur bei solchen Reden, ging auch bereitwillig auf ein Scherzwort ein, ohne aber durch irgendein Wort diesen Vermutungen neue Nahrung zu geben.

Arthur war hoch, schlank und doch kräftig gewachsen, hatte dunkelblondes, krauses Haar, eine breite Stirn, hellbraune gescheite Augen und einen angenehm geformten Mund. Seine Gesichtsfarbe, gesund und gewöhnlich rosig, war heute mit einer tiefen Blässe bedeckt. Er trug eine schwarzen Frack, weiße Weste und Halsbinde, und übere letztere das Band des Johanniter-Ordens sowie das kleine Leinwandkreuz desselben auf der linken Brust.

Nachdem er eingetreten war reichte er dem Major sowie Hugo von B. die Hände und nickte dem Legationsrat freundlich mit dem Kopf zu. Doch sprang dieser eifrig auf, eilte ihm entgegen und faßte unter dem Ausdruck inniger Teilnahme mit seinen beiden Händen die Rechte des Freundes, die er herzlich schüttelte.

Der Graf warf sich in einen Fauteuil, legte die Hände übereinander und sagte, indem er mit dem Kopfe nickte: „Es ist vorüber, ich bin vermählt. -Ihr dürft mir gratulieren.“

Begreiflicher Weise sagte keiner der drei Freunde etwas auf diese Äußerung, und Hugo von B., der seiner leichten Zunge nicht trauen mochte, stopfte sich mit einer neuen Zigarre den Mund.

„Es ist also geschehen,“ sprach der Major nach einer längeren Pause. „Du bist ein Mann, lieber Arthur, von dem Deine älteren Freunde lernen können. Du überlegst Deine Sache hin und her, und wenn Du einmal den Entschluß gefaßt hast, so kann man mit gutem Gewissen Amen dazu sagen.“

„Ja, Amen ist das richtige Wort,“ sagte düster der Hausherr. „Das kommt ja nach allen Predigten, mögen sie nun am Taufbecken, am hochzeitlichen Altar oder am Sarg gehalten werden. - Laßt mich ein Zigarre anzünden,“ fuhr er fort, nachdem er sich mehrmals mit der Hand über die Stirn gestrichen, und darauf griff er über sich nach einem eleganten Holzkästchen, das auf dem Kamingesims stand, nahm eine Havannah, brannte sie langsam an und blies den Rauch bedächtig von sich, wobei er in tiefe Gedanken versunken war.

Der Major schaute in das Kaminfeuer, schüttelte ein Paar mal unmutig mit dem Kopf, dann bemerkte er ohne aufzublicken: „Du bist ein Mann, Arthur, im wahren Sinne des Wortes. Was Du einmal erfaßt, das führst Du durch. Es ist freilich mehr als traurig, auf so trostlose Art gefesselt zu sein, eine Frau heiraten zu müssen, die man nicht liebt. Aber“ - statt den Satz zu vollenden, schwieg er still und drehte seinen Schnurrbart achselzuckend in die Höhe.

„Aber - aber,“ wiederholte der Hausherr. „Ende Deinen Satz. Du willst sagen: aber Du wirst bei Deiner Frau doch vielleicht Eigenschaften finden, die sie Dir wert machen können; Du wirst sie schätzen, vielleicht sogar lieben lernen. Das sollte Dein Aber einleiten. Aber ich gebe Dir zur Antwort: nie! nie! nie!“ Das letzte Wort hatte er fast heftig herausgestoßen.

„Verzeihe, Arthur,“ sagte der Legationsrat. So ist die Gräfin Schönfeld in der Tat, wie sie der Major schildert? Weder schön noch angenehm?“

„Abschreckend im Äußeren, zurückstoßend in ihren Manieren, gerade so wie ich mir gedacht.“

„So sahst Du sie früher nie?“ fragte erstaunt Hugo von B.

„Niemals,“ war die Antwort. „Wir waren mit denen von Rittwitz gespannt, wir standen in keiner Verbindung mit ihnen und dann müßt ihr nicht vergessen, daß es noch nicht gar so lange her ist, wo ich der Glückliche ward, der vom Schicksal bestimmt wurde, sich für seine Familie zu opfern. Ich bin ja nur Stellvertreter meines Veters Eugen, der statt eine Rittwitz zu heiraten es vorzog, vom Pferd zu stürzen und sich den Hals zu brechen. Als nun die Reihe an mich kam,“ fuhr er bitter lächelnd fort, „tat ich mir das Gelübde, weder die mir bestimmte Braut zu sehen, noch Erkundigungen über sie einzuziehen. Ich tat das, weil ich fest entschlossen war, meine Freiheit, sei es selbst mit den größten Opfern, zu erkaufen. Ich hoffte, der alte Rittwitz werde nachgiebiger sein.“ - Nachdem er dies gesagt, begrub der Graf den Kopf in beide Hände und schaute vor sich hin, seinem starren Blick nach zu urteilen, in weite, weite Ferne. - „Da nun alles vorüber ist,“ sprach er endlich mit tiefer, seltsam klingender Stimme, „so halte ich es für meine Pflicht, euch ein paar Worte zu sagen, nach deren Anhörung ihr vielleicht milder über mich urteilen werdet.“

Die drei Freunde blickten nach diesen Worten mit dem Ausdruck des Erstaunens auf Arthur, der achselzuckend wiederholte: „In der Tat, damit ihr milder mich beurteilen möget. Denn ich nehme es euch wahrhaftig nicht übel, wenn zuweilen die Frage in euch aufgestiegen ist, wie kann man eine ungeliebte und - ich will es gestehen - in hohem Grade unliebenswürdige Frau heiraten, nur um einen großen Teil des Vermögens nicht zu verlieren? Wie kann man Güter und Geld nicht lieber opfern wollen, als sich an ein Wesen zu fesseln, das uns nicht liebt, und das wir ebenfalls nicht im Stande sind zu lieben? - Keine Einwendungen, Major. Ich habe Dein und der anderen Freundschaft für mich oft vielfach erprobt, ich weiß, wie ihr mir zugetan seid. Und doch behaupte ich, ähnliche Gedanken sind schon in euch aufgestiegen. Habe ich doch schon häufig dieselben Fragen an mich gestellt.“

„Und wenn Du das tust und uns dasselbe zutraust, so begehst Du in der Tat ein großes Unrecht,“ erwiederte sehr ernst der Major. „Wir kennen Dich genugsam, um überzeugt zu sein, daß was Deine Person anbelangt, Du Dein ganzes Vermögen hingegeben hättest und in den Dienst getreten wärest, statt diese Heirat zu schließen. Aber bist Du Dein eigener Herr? Ist es nicht Deine

Schuldigkeit für Deine Mutter, Deine Geschwister zu sorgen, und hast Du Dich nicht, indem Du diese Verbindung schlochtest, als edler Bruder, als guter Sohn bezeigt!“

„Ich danke Dir für Deine Freundschaft,“ sagte Arthur von Schönfeld mit leuchtenden Augen, indem er dem andern gerührt die Hand reichte. Doch setzte er gleich darauf wieder mit trübem Blick hinzu: „So urteilst Du, so urteilen die anderen. Aber die Welt wird von mir sagen: er ist ein toller Egoist, doch war so etwas von ihm zu erwarten. Und wenn andere, bessergesinnte vielleicht so freundlich sind wie Du eben tatest, auf meine Familie hinzuweisen, so werden jene antworten: Ein Opfer ist es vielleicht, das er gebracht, aber ein sehr kleines Opfer. Graf Schönfeld hat ein kaltes, unempfindliches Herz - er hat ja nie geliebt.“

„Das sagt man allerdings von Dir,“ ließ sich Hugo von B. mit leiser Stimme vernehmen.

„Und wenn man das sagt,“ rief Arthur von Schönfeld mit einem so lebhaften Ton der Stimme, daß die andern überrascht aufblickten, „so sagt man die Unwahrheit. Ich habe geliebt - heiß geliebt, innig geliebt, - o geliebt, wie man nur lieben kann, und,“ setzte er kaum vernehmbar hinzu, „bin ebenso wieder geliebt worden.“

- „Dann ist der heutige Tag entsetzlich für Dich,“ erwiderte der Major mit dem Ausdruck des tiefsten Mitgeföhls indem er dem Freunde sanft die Hand auf die Schulter legte und nach einem augenblicklichen Stillschweigen fortfuhr: „Dann Arthur - verzeihe mir das Wort - hast Du nicht recht gehandelt.“

Der Graf fuhr heftig in die Höhe, doch als er in die klaren ruhigen Augen des Freundes blickte, öffneten sich seine zusammengekniffenen Lippen, er tat einen tiefen Atemzug und antwortete alsdann:

„Ah! ich verstehe Dich, Du meinst, ich habe an jener unrecht gehandelt, die ich liebte und die mich wieder geliebt. Möglich vielleicht, aber nicht so ganz wie Du glaubst. Es ist das eine entzückende, aber in ihren Folgen so sehr traurige Episode meines Lebens, die ihr hören sollt, falls es euch nicht langweilig erscheint, eine vielleicht alltägliche Liebesgeschichte zu vernehmen. - Vorher aber will ich das Feuer im Kamin neu anfachen lassen, es ist ein unangenehmes Gefühl, sein eigenes Schicksal so vor Augen zu haben, eine auslöschende, ersterbende Flamme.“ Ein Zug an der Klingel rief einen der Bedienten herbei, der neues Holz auflegte und bald prasselte eine wohltuend angenehme Flamme aus dem eisernen Feuerkorbe hervor.

Graf Schönfeld blickte auf die Uhr über dem Kamine. „Es ist Viere,“ sagte er, „wir haben noch eine Stunde bis zu unserem Diner.“

Der Major hatte den Kopf in die Hand gestützt und ließ den Arm auf der Lehne des Fauteuils ruhen. Der Legationsrat blickte in die Glut des Feuers und Herr von B., der dem Bilde der Dame Hildegard von Rittwitz gegenüber saß, konnte nicht begreifen, warum er es angenehm fand, als er sich zum Hören anschickte, immer die schlanke weiße Gestalt zu betrachten.

„Ihr wißt,“ begann der Hausherr, „daß ich vor einigen Jahren eine länger dauernde Reise nach Italien machte. Ich wollte die Schweiz wiedersehen, wo ich erzogen, wollte Mailand, Genua, Florenz besuchen, wo ich vor langen Jahren mit meinen Eltern eine Zeit lang gelebt, und ich wollte dort sehen, ob die Erinnerungen aus der Knabenzeit stark genug geblieben seien, um einzelne Orte, bei denen ich damals mit großem Vergnügen geweilt, wiedererkennen zu können. Dies war denn auch bei den meisten der Fall, doch erschienen mir all' die prächtigen Bauwerke, die ich noch im Gedächtnis hatte, als habe ich sie früher einmal im Traum gesehen. Namentlich in Mailand, wo ich mich am Abend meiner Ankunft - es war eine mondhele Nacht - vor dem großen Café auf dem Domplatz niederließ und vor mir die gewaltigen Massen der Kathedrale sah, wie sie mit ihren fein gezackten Spitzen fast mit dem ebenfalls weiß glänzenden Himmelsgewölbe verschwamm. Es war eigentümlich aber begreiflich, daß mich hier erst die schmetternden Töne einer der großen Straßenorgeln wieder so recht in jene vergangene Zeit zurückversetzten. Wie diese Klänge über den Platz hallten, erkannte ich auch den Dom wieder, die umliegenden Häuser, das Café vor dem ich saß, ich möchte sagen den Tisch, an dem ich mich niedergelassen, ja beinahe das Gesicht des Kellners, der mir ein Gefrorenes servierte. Ebenso erging es mir in Genua, wo mir der Teergeruch des Hafens all die kleinen Orte auffrischen half, wo ich als Knabe gespielt und wo ich den unbeschreiblichen Düften der Früchte und Waren aller Art in den engen Straßen des Hafens nachgehend, endlich den Laden wiederfand, wo meine Mutter uns einstens prachtvolle saftige Orangen kaufte. Ich muß gestehen, daß dieses Aufsuchen bekannter Orte aus der Jugendzeit mein erstes Geschäft in allen Städten war, und erst, wenn ich mich wieder zurechtgefunden, begann ich in Kirchen, Museen und sonstigen Kunstanstalten aller Art von meinem Aufenthalt Nutzen zu ziehen.“

„Eine Pflicht des Reisenden, die einem alles Reisen verbittern könnte,“ unterbrach Hugo von B. den Erzähler. „In Italien war ich freilich noch nicht, aber wenn ich an Paris denke mit seinen Kunstschatzen, namentlich an Versailles mit seinen stundenlangen Sälen, so graust mir ordentlich.“

„Du hast von da eigentümliche Erinnerungen,“ sagte der Legationsrat. „Jedem wird es nicht so gut, im Saale des Herkules auszurutschen und vor einer ganzen ansehnlichen Versammlung niederzusetzen.“

„Bst! bst!“ ermahnte der Major, worauf der blonde junge Mann die schon fertige Antwort mit einem Gesicht verschluckte, welches deutlich ahnen ließ, auch hier sei aufgeschoben nicht aufgehoben.

„Hinter Florenz,“ fuhr der Graf fort, „hörten meine Erinnerungen auf, und als ich durch die Porta San Gallo gegen Arezzo hinausfuhr, war mir gerade, als verließ ich zum zweiten Mal die Heimat. In der nächsten Nacht vor Perugia trat wieder einmal meine Knaben- und Schulzeit recht lebendig vor mich als mir der Postillon eine Wasserfläche zeigte, die rechts von der Straße zwischen den Zweigen der Bäume hindurchleuchtete - der Trassimener See. Hatten wir doch selbst häufig in jenen glücklichen Tagen Carthager und Römer gespielt; ja war ich doch selbst meistens der Punische Feldherr, und wenn es hieß: 'Hannibal ante portas', so mußten meine jüngeren Spielgefährten ein erschreckliches Geheul erheben und ich zog triumphierend ein. - Vorbei! vorbei!“

Während nach diesen Worten der Hausherr die erloschene Cigarre wieder anzündete, sagte der Major: „Nach Perugia hinauf legen sie Einem vor die leichteste Kalesche einen Ochsenvorspann, ein guter Vorwand zum Betteln, denn von mir verlangte der Postillon bei solcher Gelegenheit nicht nur ein Trinkgeld für sich, sondern auch eines für die armen Ochsen und sogar für einen kleinen Hund, der nebenher sprang.“

„Als ich nach Rom kam,“ erzählte der Hausherr nach einer Pause weiter, „befand ich mich in jeder Hinsicht in einer für mich ganz neuen Welt. O es ist etwas Wunderbares, diese Orte, uns so bekannt und doch wieder so fremd, zum ersten Mal sehen zu dürfen. Wenn ich ermüdet war vom Schauen all' des Schönen, so war es mir eine angenehme Erholung, abends den Monte Pincio zu ersteigen, mich dort auf eine Bank zu setzen und ruhig zu erwarten, bis die Sonne hinter St. Peter niedersank. Gibt es wohl etwas Prachtvolleres, als das flammende Gestirn, wenn es hinter der Kuppel verschwindend seine letzten glühenden Strahlen wie aus der kleinen Laterne unter dem Kreuze hervorbrechen läßt, und

wenn sich die ganze Masse des gewaltigen Doms nun tief dunkel auf dem goldenen Abendhimmel abzeichnet! - Da ist das Herz geöffnet bis in seine innersten Tiefen und empfänglich wie sonst nie.

So kam es denn, daß ich eines Abends, als ich im Betrachten dieses wundervollen Schauspiels dasaß, ein paar Worte in deutscher Sprache hinter mir vernahm, die einen so unbeschreiblichen Eindruck auf mich machten. Eine wohlklingende Mädchenstimme sagte, hingerissen von dem, was wir sahen: ' - Da kann man nur beten'. Ich blickte um mich, grüßte, und als die junge Dame, welche die Hände auf der Bank hielt, auf diese Art fühlte, daß ich ihre Worte verstanden, trat sie tief errötend zurück. Eine ältere Dame, ihre Mutter, war bei ihr und als ich aufstand, mich näherte und als Landsmann zu erkennen gab, sprachen wir vielleicht eine Viertelstunde zusammen, ich aufrichtig gestanden erfreut, eine solche Bekanntschaft machen zu können, die Damen freundlich, im feinsten Ton der gebildeten Welt. - Eine Sonne, leuchtender und flammender als die, welche drüben untergegangen, war in meinem Herzen plötzlich erstanden.“

„In diesem ruhigen Herzen!“ sagte trübe lächelnd der Major. „Besser, Du wärest nicht auf den Monte Pincio gegangen.“

„Da hast Du recht,“ fuhr Arthur fort. „Aber konnte ich erwarten, was ich dort fand? O gewiß nicht.“

„Ihr habt mich von jeher mißverstanden,“ sprach der Graf nach einem kleinen Stillschweigen weiter, nachdem er finster in die lodernde Glut des Kaminfeuers geschaut. „Ich war wie nie kalt und unempänglich, aber mußte ich, mein Schicksal kennend, nicht alles tun, um mir die Freiheit meines Herzens zu wahren? Ich tat es auch redlich bis meine Stunde schlug, und das war jene Stunde, wo ich vom Monte Pincio den Sonnenuntergang betrachtete. Glaubt mir, all' die Augenblicke, in denen ich mein Herz gewaltsam gestählt hatte gegen die Macht weiblicher Schönheit und Liebenswürdigkeit, rächten sich furchtbar an mir. Schon am dritten Abend, wo ich das junge Mädchen an der selben Stelle wiederfand, liebte ich sie mit einer Glut, einer Innigkeit, die mir deutlich sagte, daß es vergeblich gewesen wäre, gegen diese Leidenschaft anzukämpfen.“

„So hatten also Deine Freunde damals recht, die behaupteten, Du seiest von Deiner italienischen Reise ganz verändert wiedergekehrt.“

„Ob sie recht hatten!“ rief Arthur schmerzlich bewegt aus. „Ja, ich kam sehr verändert zurück; ich liebte, ich wurde wieder geliebt von einem der schönsten, besten und edelsten Wesen, von einem Mädchen, wie es der Schöpfer nur in seiner besten Laune hervorzubringen vermag.“

Der Major schüttelte traurig mit dem Kopf, als er bemerkte, wie Arthur nach diesen Worten die Hände vor das Gesicht preßte und in seinem Fauteuil zusammengesunken dasaß. „Wäre es nicht besser gewesen,“ sprach er sanft, „Du hättest Deine Freunde schon früher davon in Kenntnis gesetzt? Und wäre es doch vielleicht gelungen, einen Ausweg zu finden.“

„Was mir damals eine Unmöglichkeit war, jemanden anzuvertrauen, - ich hätte es für eine Entweihung gehalten, - das, möchte ich jetzt in wilder Lust der ganzen Welt erzählen. Ihr seid nicht die ersten, denen ich anvertraut, wie durch diese unglückselige Heirat mein Herz zerrissen wurde. Ehe ich zum Altar ging habe ich der jetzigen Gräfin Schönfeld mein Innerstes offengelegt, ich habe ihr gesagt, sie werde meine Hand erhalten, aber nie mein Herz.“

„Und sie?“ fragte der Major.

„Sie - - behauptet, mir ein ähnliches Opfer gebracht zu haben.“

„Ah! das könnte komisch sein!“ rief Hugo von B., „wenn es nicht so zweifelt ernst wäre!“

„Komisches finde ich nun gerade nicht darin,“ sagte der bedächtige Legationsrat. „Warum soll die Dame von Rittwitz, wenn ihr Äußeres auch von der Natur ziemlich vernachlässigt wurde, nicht ein fühlendes Herz besitzen und schon einmal geliebt haben?“

„Weil sie in dem Falle,“ fuhr der andere eifriger fort, „Arthur freigegeben hätte und nicht auf so einer so unnatürlichen Verbindung bestanden wäre.“

„Ihr vergeßt den Vater,“ sprach ernst der Major. „Ich möchte ihn doch kennen, den alten Herrn von Rittwitz, möchte doch Gelegenheit haben, ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden. - Aber eins kann ich Dir nicht verschweigen, Arthur - doch verzeihe meine offene Bemerkung - wenn Du so liebtest, wie Du uns gesagt, wenn Du ein so seltenes und wunderbares Mädchen kennenlerntest, deren Herz für Dich schlug, warum -“

„Warum,“ fiel ihm der Graf ins Wort, „hast Du denn überhaupt die Verbindung mit Fräulein von Rittwitz eingegangen? Hast sie wenigstens nicht hinausgeschoben so lange als möglich? - sollte Deine Frage eigentlich lauten, und ich begreife vollkommen, daß Du so fragst. Hör mir noch wenige Augenblicke zu und urteilt dann.“

Die beiden Damen, welche ich auf dem Monte Pincio traf, wohnten im Hotel Melonie, einem der besten Roms. Es war eine Frau von Werthen mit ihrer Tochter; sie hatten Dienerschaft und Equipage und lebten auf dem Fuß einer reichen

Familie. Ihr könnt euch denken, daß ich, nachdem ich bei ihnen eingeführt war, außerordentlich viel, fast täglich mit ihnen verkehrte. Wir machten unsere kleinen Ausflüge zusammen, wir besuchten Galerien und Villen gemeinschaftlich, sahen das reizende Tivoli, das ernste Albano miteinander - o es war eine glückliche, entzückende Zeit! Frau von Werthen kannte, wie sie sagte, meine Familie, und ließ es vielleicht ebendeshalb geschehen, daß sich ihre Tochter mit der Unbefangenheit eines zwanzigjährigen Mädchens keine Mühe gab zu verhehlen, wie sie sich freue wenn ich komme, und daß sie gern in meiner Gesellschaft verweile.“

Bei unseren gemeinschaftlichen Ausflügen in die Umgegend stiegen wir beide häufig aus, wenn es den Berg hinan ging, wogegen die Mutter im Wagen blieb. Das waren unsere seligsten Stunden. Magdalene hing sich an meinen Arm, ich machte sie auf diesen oder jenen interessanten Punkt, auf diese oder jene landschaftliche Schönheit aufmerksam, ich erzählte ihr von dem klassischen Boden auf dem wir wandelten. Sie war meine lernbegierige Schülerin, und wenn sie an meinem Arme hing, so liebte sie es, ihre beiden kleine Hände beisammen zu legen und mich dabei so innig, so liebend und dabei so neckisch anzublicken, daß ich in solchen Momenten der glücklichste und auch der heiterste Mensch der ganzen Erde zu sein glaubte. - Ach! das sind mir jetzt schreckliche Erinnerungen.“ -

Der Graf strich sich das Haar aus der Stirn und nachdem er einen seltsam wilden Blick auf das Bild des alten Herrn Joachim von Schönfeld geworfen, wobei er die Lippen schmerzlich zusammenpreßte, fuhr er fort.

„So vergingen die Tage in Rom mit einer rasenden Geschwindigkeit. Die Zeit, welche ich mir vorgenommen hatte dort zu bleiben, war längst vorüber. Hätte ich aber abreisen sollen, da Frau von Werthen den gleichen Weg mit mir hatte, nach Neapel, und mir lächelnd erlaubt, sie schützend begleiten zu dürfen? Am Tage vor unserer Abreise waren wir Drei abermals auf dem Monte Pincio um von dort zum letzten Mal die Sonne untergehen zu sehen. Es war aber nicht so klar wie am ersten Abend. Hinter St. Peter zog drohend ein Gewitter und als die Sonne hinter die schweren dunklen Wolken sank, schienen diese in Flammen aufzugehen und loderten hoch empor, den halben Himmel bedeckend mit glühender Lohe. Mich machte es traurig, sie am letzten Abend unseres Hierseins so scheiden zu sehen. Schien sie mir doch mit dem finsternen Gewölke, welches ihre Strahlen verdeckte, wie ein Bild meines Lebens. Kam sie mir doch vor, wie

mein eigenes glühendes Herz, das untergehen sollte, nicht heiter, klar und ruhig, sondern in wilden unerreichbaren Wünschen. Frau von Werthen war nach der oberen Terrasse gegangen und als wir so dasaßen vor dem großartigen, gewaltigen Naturschauspiel, hatten sich unbewußt unsere Hände gefunden, und als ich ihre warmen Finger zwischen den meinigen spürte, schaute ich sie an und nahm wahr, daß auch sie nach mir sah. Wir sprachen beide nicht, sondern senkten unsere Blicke ineinander, innige, fragende Blicke. Und ebenso stumm wie die Frage, die sie an mich tat, war auch ihre Antwort; sie senkte leicht ihr Haupt, und als ich dieser Bewegung folgend sie auf die Stirn küßte, duldeten sie meinen leichten Kuß und dabei fühlte ich ganz leise, leise den Druck ihrer Hand.

Als die Mutter zurückkam und uns so Hand in Hand dasitzen sah, denn wir zogen unsere Hände nicht zurück, - betrachtete sie uns mit einem seltsamen Blick und nahm bald darauf Veranlassung, nach Hause zu gehen. Ich begleitete die Damen wie gewöhnlich, und als sie sich in ihre Zimmer zurückzogen, wandte sich Magdalene nochmals zu mir, reichte mir ihre beiden Hände und sagte mit einem unaussprechlichen Blick der Liebe: „Arthur, mein Arthur!“

Das hatte der Graf wie in einem tiefen Traume befangen erzählt, war dann, von tiefem Schmerz bewegt in die Höhe gesprungen, hatte einen raschen Gang durchs Zimmer gemacht und stellte sich darauf, äußerlich gesammelt und ruhig, an das Kamin, auf welches er den Arm stützte. Keiner der andern sprach ein Wort, der Major und der Legationsrat sahen vor sich nieder und die Blicke Hugos v. B. kehrten immer wieder zu der weißen gespensterhaften Gestalt der Dame Hildegard von Rittwitz zurück.

Kapitel 3

„Ihr werdet mir hoffentlich glauben,“ sprach der Hausherr nach einiger Zeit in ruhigem Ton, „daß ich es mir während meiner Anwesenheit in Rom aufs Emsigste angelegen sein ließ, durch meinen Geschäftsfreund zu Haus mit dem alten Herrn von Rittwitz zu unterhandeln. Ich wußte, daß meine Frist in ein paar Jahren abgelaufen war und ließ ihm die glänzendsten Anerbietungen machen, um ihn zu bewegen, mich freizulassen. Wie man mir anfänglich nach Rom schrieb, schien er auch nicht abgeneigt dazu, und ihr werdet mir glauben, daß ich nur in der Hoffnung, jene Verbindlichkeit lösen zu können, mich dem jungen Mädchen mehr und mehr genähert hatte. – Bei Gott! nur diese Hoffnung hielt mich zurück, sonst hätte ich schon in den ersten Tagen unserer Begegnung Rom verlassen.“

Ob sich Frau von Werthen um dieselbe Zeit genau nach meinen Verhältnissen erkundigen ließ, kann ich ebenso wenig bezweifeln, als daß sie benachrichtigt wurde von der unglückseligen Verfügung, die mich an das Rittwitzsche Haus fesselte. So kam der Tag unserer Abreise von Rom heran, Frau von Werthen hatte ihren Wagen auf acht Uhr morgens bestellt, ich wollte ihr um zehn Uhr nachfahren. Eben als ich einsteigen wollte, erhielt ich zwei Briefe, einen von meinem Geschäftsführer in Deutschland, der mir mit außerordentlichem Bedauern schrieb, der alte Rittwitz sei auf einmal halsstarriger als je geworden und wolle von keinem Vergleich mehr etwas wissen. – Ich muß euch gestehen, der Brief erschreckte mich außerordentlich. In der Hoffnung, doch noch glücklich werden zu können – und ich hatte mich in diese Hoffnung hineingelebt – so grausam gestört zu werden, so auf einmal zurückgeworfen von einer herrlich scheinenden Zukunft – ach! ich war sehr ungeduldig; ich biß die Zähne aufeinander, es war mir eine Lust, den Brief meines Geschäftsführers in der Hand zerknittern zu können. Was sollte ich tun? Ich kam mir wie ein Verdammter

vor, der gefesselt dasteht, der herrliche lachende Gegenden um sich sieht und der doch gezwungen ist, dem drohenden Beile still zu halten. – Aber wie ich euch sagte, bekam ich zu gleicher Zeit zwei Briefe. Ich mußte auch den andern lesen.“

Nach diesen Worten fuhr Graf Schönfeld langsam mit der Hand über Stirn und Gesicht, tat einen tiefen Atemzug und fuhr dann mit einem fast unheimlichen Lächeln in ruhigem, kalten Ton fort: „Der andere Brief war von Frau von Werthen. Sie sagte mir mit sehr wenigen, aber außerordentlich deutlichen Worten, in Wendungen, die durchaus nicht mißzuverstehen waren, sie hätte Schreiben aus der Heimat erhalten, die sie augenblicklich dorthin zurückriefen. – So augenblicklich,“ unterbrach sich Arthur kopfnickend selbst, „daß sie nicht einmal Zeit gehabt habe, mich am gestrigen Abend – sie war schon in der Nacht abgereist – rufen zu lassen. – Ja, abgereist war sie, fort – verschwunden, beide! In dem Brief stand nicht, daß sie vielleicht aus der Heimat erfahren, ich sei nichts als ein armer gefesselter Sklave, von der Laune derer von Rittwitz abhängig. Das stand freilich nicht da mit klaren Worten, aber wenn ich, wie ich tat, fast in Verzweiflung auf das Papier niederschaute, so sprangen einzelne Buchstaben wie in tollem Tanze aus ihren Reihen heraus und bildeten sich zu höchst erfreulichen Worten: Rittwitz hält Dich! Rittwitz hält Dich! §8 des Testaments. – Ach! war das nicht höchst ergötzlich! Ich lachte damals laut hinaus und könnte heute wieder so lachen.“ –

„So, das wär vorüber,“ fuhr der Erzähler nach einer Pause fort, „jetzt werde ich mich eines ganz ruhigen Tones befleißigen. – Also die Damen waren fort, spurlos verschwunden. Der Portier vom Hotel Melonie, der mir sehr zugetan war, versicherte mir, die Pferde der Frau von Werthen seien für Storta – das war die erste Station auf dem Wege nach Florenz oder Venedig – bestellt gewesen und dorthin seien die Fremden auch abgereist. Ich fuhr nach Porta del Popolo. Der Portier hatte recht gehabt: um elf Uhr gestern Abend hatten beide Damen die Stadt verlassen. Daß ich meinen Paß, der nach Neapel lautete, augenblicklich für Toskana und Österreich abändern ließ, ist selbstredend, doch in Rom eine Sache, die immer Stunden in Anspruch nimmt. Es wurde Mittag, ehe ich über Ponte Molle in die Campagne rollte. Meine Postillone waren mit mir zufrieden, sie fuhren, was ihre armen Pferde vermochten. Wir passierten Storta, Baccano, Monte Rosi; dort teilten sich die Straßen. Ich hatte überall Nachricht von den Damen. Auch hier berichtete mir der Postmeister, dieselben seien nach

Civita Castellana gefahren, also gegen Venedig. Ich folgte – doch was soll ich euch weiter ermüden mit der Erzählung dieser Fahrt? Schon in Civita Castellana stimmten die Angaben des Postmeisters mit denen des Postillons nicht mehr überein. Der erstere sagte, in dem Wagen, der in der Nacht von Rom gekommen sei, haben sich zwei Damen befunden; der andere sprach von einer Dame und einem Herrn. Ich ließ einspannen, eilte weiter und kam nach Terni. Der Wagen, dem ich nachgeeilt, war zwei Stunden vor mir angekommen; die Herrschaft, so sagte mir der Wirt, werde gleich herabkommen, um die Wasserfälle zu besuchen. Ich wartete in einer namenlosen Aufregung. Die Herrschaft kam – es war ein alter dürrer Engländer mit zwei Damen, die ihm zum Erschrecken ähnlich sahen.“

„Ah! das ist ein Mißgeschick!“ rief der Major. „Du hattest den richtigen Wagen verloren; die Damen hatten wahrscheinlich hinter Monte Rosi dem Postillon den Befehl gegeben, nach Viterbo zu fahren.“

„So war es ohne Zweifel,“ sprach düster Graf Arthur. „Und ich – ich ließ sie fahren. Ich setzte meine Reise über Rimini fort, ging über Ferrana nach Venedig und von dort nach Deutschland zurück. Ich kam nach W., wo Frau von Werthen, wie sie mir gesagt, ihren Wohnsitz hatte; ich fand auch da eine Familie dieses Namens, und in dieser sogar eine Frau von Werthen mit ihrer Tochter, welcher ich mich vorstellen ließ. Aber es war eine andere. Die alte Dame schüttelte seltsam lächelnd den Kopf, als ich ihr im Laufe des Gesprächs von meinem Zusammentreffen in Rom, vielleicht ihren Verwandten, erzählte. – Werthen, sagte sie, der Name so geschrieben, wie unser Name geschrieben wird, gibt es meines Wissens nur eine Familie, von der kein Mitglied in letzter Zeit in Italien war. Ich empfahl mich und setzte meine Nachforschungen an Orten, wo Familien mit ähnlich klingenden Namen wohnten, ebenso erfolglos fort. Welche Stunden und Tage, welch' entsetzliche Zeit ich damals verlebte, kann nur der beurteilen, der sich in meiner Lage befand. Und meine Lage ist so originell, daß daß vielleicht ein menschliches Herz nie mehr in einer ähnlichen zu leiden hat. – Magdalene von Werthen, die mich innig und herzlich geliebt – dessen bin ich gewiß, – die wohl ebenso unglücklich wie ich, irgendwo verborgen lebte, war tot für mich. Wohl forschte ich selbst und durch andere über ein Jahr nach ihrem Aufenthalt. Immer vergebens. Da in einer Stunde des Unmutes, der Verzweiflung zerriß ich die wieder angeknüpften Unterhandlungen mit dem alten Rittwitz, indem ich ihm in einem heftigen Schreiben sagte, ich wolle denn seiner Habsucht zum

Opfer fallen, er solle einen Mann für seine Tochter haben, aber einen Mann ohne Herz, ohne Liebe für sie.“

„Und die Familie Rittwitz?“ sprach der bedächtige Legationsrat.

„Nahm mein Anerbieten an,“ rief Arthur, „und der alte Herr sprach mir in einem freundlichen Schreiben von dem Termin, den er zur Hochzeit angesetzt haben möchte.“

„Das muß ein altes Ungeheuer sein!“ rief entrüstet Hugo von B., „Hoffentlich treffe ich mit diesem Menschen nie zusammen.“

„Und wenn das je der Fall wäre,“ entgegnete sehr ruhig der Hausherr, „so würdest Du Dich enttäuscht finden. Du erwartest, in dem alten Rittwitz einen finsternen, unheimlichen Mann zu finden, und es erscheint Dir eine lächelnde, freundliche, sich herzlich bezeigende Persönlichkeit. – Aber laß uns dies Gespräch abbrechen. Ich habe euch gesagt, was ich für meine Schuldigkeit hielt, euch zu sagen; gleich bin ich fertig, wir wollen darauf noch ein paar Stunden lustig sein, und dann – wie Gott will! Ehe wir dann aber zum kleinen Diner gehen, muß ich etwas tun, was ich bis jetzt nur an Feier- oder vielmehr Trauertagen tat. Vorher zwei Worte zur Einleitung. Seht dort das Bild der armen Rittwitz, die vielleicht unglücklicher war, als ich es bin. Euch ist ohne Zweifel bekannt, daß sie sich nach einer nicht zu entschuldigenden Tat meines Ahnherrn in einem Anfall von Wahnsinn ins Wasser stürzte. Der Maler, der auf Bestellung gearbeitet, hat sehr wohl daran getan, uns das Gesicht nicht zu zeigen. Wie kann man auch Züge malen, auf denen geschrieben steht, wie der große Dichter sagte:

„Mich dünkt, von Tränen blicke Lunas Glanz;
Und wenn sie weint, weint jede kleine Blume
Um einen wild zerriss'nen Blumenkranz.“

Daß ich, namentlich im letzten Jahre, oft lange, lange trübe Stunden damit verbrachte, neben diesem Kamine zu sitzen und das Bild droben anzuschauen, könnt ihr mir glauben. Ich tat das gern in der Dämmerung, fast im Dunkeln, wo dies Gemach spärlich erleuchtet war von den lodernen Flammen eben dieses Kamins. Es war alsdann eigentümlich, wie die aufzuckende Glut seltsame Streiflichter auf das Bild warf. – Seht hin,“ unterbrach er sich plötzlich, „der Tag neigt sich seinem Ende zu, es ist beinahe dunkel genug, daß dies Feuer hier

neben uns auf das Bild wirken kann. Könnte man nicht glauben, die Gestalt bewege sich, sie strecke sich in die Höhe – sie neige sich jetzt dem Abgrund zu, wo tief vor ihr der lockende Wasserspiegel glänzt? – sie schaudere auch jetzt davor zurück und vor dem nächsten Augenblick? – Man könnte darauf schwören, wenn man lange hinblickte, das Haar sich bewegen, die weiße Gestalt ihre Haltung verändern zu sehen.“

Und so war es in der Tat; wenn die Flammen des Kamins plötzlich emporfuhren und ein helles Streiflicht auf das Bild warfen, so schien Leben und Bewegung zu kommen in die tote Gestalt der Dame Hildegard von Rittwitz.

„Diese Phantasien haben mich nie unangenehm berührt,“ fuhr der Graf nach einer längeren Pause fort. Im Gegenteil. Wenn ich vor dem Bild saß und es betrachtete, so konnte ich mich in Phantasien und Träumereien vertiefen, die, anfänglich düsterer und finsterner Natur, allmählich licht und freundlich wurden. Es war, als wenn man durch einen finsternen Tannenwald reitet, in tiefem, kalten, unheimlichen Winter, wenn die schneebedeckten Zweige sich ächzend vor dem scharfen Nordwind auf- und abneigen, und wenn man nun plötzlich an den Waldrand kommend wie durch Zauberei eine weite glückliche glänzende Ebene vor sich ausgebreitet sieht, lachend im Schmuck des Frühlings. – Oder wenn man nachsinnend dem Heulen des Windes zulauscht, und wenn die wilden Töne nach und nach sanfter und melodischer werden, endlich in süße Klänge übergehend, die uns ein liebes bekanntes Lied vor die Sinne bringt, das wir einst gehört in vergangenen glücklichen Tagen. – So geschah es mir, und wenn ich mich, in tiefer Nacht allein sitzend, längere Zeit ins Anschauen jenes Bildes versenkte, so glaubte ich oft zu bemerken, wie die Dame von Rittwitz langsam ihr Haupt erhob, es herum wandte nach mir und mich lächelnd anschaute. Aber nicht mit den Zügen der unglücklichen Hildegard, sondern alsdann war es das liebe süße Gesicht Magdalenens von Werthen, das beglückt und beglückend auf mich niedersah, und von ihren Lippen glaubte ich die lieben Worte zu vernehmen, die sie zu mir gesprochen an jenem letzten glücklichen Abend in Rom: „Arthur! mein Arthur!“

Ich konnte diese Phantasien nimmer loswerden, und da ich mir in Rom durch einen bekannten Maler ein Portrait Magdalenens verschafft hatte, so ließ ich mir durch den selben Künstler, als er nach Deutschland zurückgekehrt war, eine Kopie machen, ganz so, wie mir jenes Bild oft in meinen Träumen erschien. – Ihr sollt es sehen.“ Nach diesen Worten zog der Hausherr an einer Klingelschnur,

die neben dem Kamine hing, und als der Kammerdiener hierauf an der Tür des Nebenzimmers erschien, befahl der Graf Lichter zu bringen, und ehe diese kamen, trat der Graf dicht vor das Bild der Dame von Rittwitz, drückte an einer Feder, worauf sich das äußere Portrait langsam öffnete und ein anderes zum Vorschein kam, das nun die drei Freunde, als nun ein Bedienter zwei hellbrennende Carcellampen brachte, mit einem lauten Ausruf der Bewunderung anschauten. Was sie sahen, war so, wie es Graf Schönfeld beschrieben: es war die Gestalt Hildegards von Rittwitz, doch wandte sie ihren Kopf mit einer wunderbaren Grazie dem Betrachter zu. Und dieser Kopf zeigte das reichste, lieblichste Mädchenantlitz, wie man es sich nur in süßen Träumen ausdenken konnte; ein heiteres, gutes Gesicht im Glanze der Jugendfrische mit herrlich klugen und lieben Augen, einem prachtvollen dunkelblonden Haar, einem lächelnd geöffneten Mund voll blitzender Zähne. Es war, als erzähle sie dem Betrachter von dem tiefen finsternen Wasser da unten, und wie sie es einen Augenblick ge graust habe, da hinunter zu schauen.

Der Major stand dicht neben seinem unglücklichen Freund; er hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt und sagte, nachdem er das Bild längere Zeit betrachtete: „Das ist in der Tat sehr traurig, Arthur.“

„Mehr noch,“ gab dieser zur Antwort, „es wäre entsetzlich für mich, – unerträglich, wenn ich mich nicht daran gewöhnt hätte, an das Original dieses Bildes wie an eine liebe Verstorbene zu denken. Und so Gott will, bleibt sie das für mich. Denn sie plötzlich wiederzusehen würde mich wahnsinnig machen.“

Keiner der vier jungen Leute hatte, während sie das Bild betrachteten, vernommen, daß unter die Einfahrt ein Wagen gerollt war. Wenige Augenblicke nachher trat der alte Kammerdiener des Grafen eilig in das Gemach; er sah überrascht, fast verstört aus und meldete schon noch in der Tür: „Der Freiherr von Rittwitz – er folgt mir auf dem Fuße.“

Ein Blitz, der niedergefahren wäre oder sonst ein furchtbares Ereignis hätte den Hausherrn und die drei Freunde nicht so aufs höchste überraschen, ja sie fast erstarren machen können, wie diese Meldung. „Das ist stark,“ sagte der Major.

„Wir sollen das Ungeheuer sehen?“ meinte Hugo von B.

Und selbst der bedächtige Legationsrat setzte hinzu: „Nach dem, was vorgefallen, finde ich es in der Tat ziemlich sonderbar von dem Herrn von Rittwitz, sich hier so ohne Weiteres sehen zu lassen.“

Der Hausherr zuckte mit den Achseln, indem er bitter lächelnd sagte: „Hat er nicht ein Recht, so ohne alle Zeremonie bei seinem Schwiegersohn einzutreten?“ Darauf machte er eine Handbewegung gegen den Kammerdiener und sprach mit einem bedeutsamen Blick auf seine Freunde: „Sage dem Herrn Baron von Rittwitz, ich sei zu Hause, aber nicht allein.“

Wir müssen gestehen, daß sowohl der Major als auch der Legationsrat, ebenso wie Hugo von B. mit außerordentlicher Spannung gegen die Tür blickten, wo im nächsten Augenblicke jemand erscheinen sollte, über dessen Betragen man sich, und das mit vollem Rechte, noch vor kurzer Zeit in sehr unliebsamen Worten ergangen hatte.

„Ich stelle ihn mir groß und hager vor,“ meinte der Legationsrat, „mit einem langen dünnen Gesicht, struppigem Bart, aufwärts gekämmten Haar, boshaften Augen und höhnisch zusammengekniffenen Lippen. Ein alter moderner Mephisto.“

Graf Arthur schüttelte traurig lächelnd mit dem Kopfe.

„Er muß klein und verwachsen sein,“ sagte Hugo von B. „Er hat gewiß eine entsetzlich hohe Schulter, worauf sein Ohr bequem ruhen kann. Seine Blicke sprühen Neid und Habgier und die Finger zucken wie die eines Geizhalses.“

„Herr Baron von Rittwitz!“ meldete der Kammerdiener indem er die Portièren auseinanderzog.

Die drei Freunde standen da mit aufgerissenen Augen und einem fast verlegenen Lächeln des Erstaunens. Denn der Mann, welcher eintrat, war weder lang und hager wie ein Mephisto, noch zusammengeschrumpft wie ein Geizhals. Er war vielmehr eine Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit, ein Mann von Mittelgröße, untersetzt, in gewählter schwarzer Kleidung, mit einem Stern auf der linken Seite des Fracks und einem Zutrauen erweckenden angenehmen und heiteren Gesicht. Er näherte sich der überrascht dastehenden Gruppe mit den vollendet feinen Manieren eines Weltmannes, bat mit einem freundlichen Lächeln, ihn vorzustellen und nahm darauf die Präsentation der drei Herren ebenso anmutig entgegen, wobei er für jeden ein freundliches Wort hatte. Der Baron ersuchte auf so gewinnende Art, sich nicht stören zu lassen, bat darauf um Erlaubnis, sich selbst setzen zu dürfen, um die Förmlichkeit des Stehens zu beseitigen, sodaß nur wenige Minuten vergingen, bis die Gesellschaft, jetzt um einen vermehrt, wieder um den Kamin beisammensaß, als seien alle fünf langjährige und gute Freunde.

Der Major drehte seinen Schnurrbart, blickte auf den Legationsrat, der lächelnd in die Glut schaute und es nicht zu wagen schien, nach Hugo von B. zu sehen, welcher noch immer sprachlos vor Überraschung den Herrn von Rittwitz betrachtete.

Der alte Herr wandte sich behaglich lächelnd an den Grafen Arthur und sagte: „Sie wohnen superb, ein reizendes, geschmackvolles Appartement! Und dies Gemach ist eingerichtet, wie ich es außerordentlich liebe. – Sie haben einen feinen Sinn, bester Graf, für die richtige Zusammenstellung dieser vielen unnötigen und doch für uns so notwendigen Sachen, damit wie hier ein harmonisches Ganze entstehe. Wenn Sie mir, wie ich hoffe, später einmal das Vergnügen machen, mich auf Rittwitz zu besuchen, so werden sie einen Teil des Schlosses auf dieselbe Art eingerichtet finden, natürlich nicht von der Feinheit wie dieses Gemach. Ich könnte das als schönste Verzierung meiner sämtlichen Gemächer benutzen, als die Krone des Ganzen. – Ach!“ fuhr er gleich darauf mit einem lauten Ausruf fort, nachdem er nochmals prüfend und billigend ringsum geschaut, „das ist ja das bekannte Bild des alten Grafen Schönfeld.“ Er erhob sich und stellte sich vor das lebensgroße Portrait hin.

„Er ist von merkwürdiger Unbefangenheit,“ flüsterte der Legationsrat dem Major zu.

„Ich bin nur darauf begierig, wenn er sich umwendet um seine Ahnfrau ebenfalls zu betrachten,“ sagte Hugo von B.

Darauf schien der Hausherr, der dem Baron von Rittwitz gefolgt war, ebenfalls begierig zu sein; doch war seine Erwartung keine angenehme, denn er blickte finster vor sich hin und preßte seine Lippen auf einander. Das Bild war geöffnet geblieben und statt der sich düster abwendenden Hildegard sah man das sonnige Lächeln Magdalenens von Werthen.

Jetzt wandte sich der alte Herr um. „Der Tausend!“ rief er mit einem wie freudig überraschten Gesichtsausdruck. „Und das ist die Dame von Rittwitz? Ei! ei! ei! So angenehm hätte ich sie mir nicht gedacht. In der Tat ein wohlwollender hübscher Kopf. Dadurch steigt die Schuld des alten Herrn Joachim. Ich weiß nicht, in alten Familien-Urkunden wird die Dame von Rittwitz anders geschildert, als finster, melancholisch.“

„Verzeihen Sie, Herr Baron,“ unterbrach ihn Graf Arthur, der, wie man es nennt, auf Kohlen zu stehen schien, „es ist das nicht das Portrait Hildegards von Rittwitz, es ist eine Phantasie, eine Spielerei von mir, unter das Originalbild die Gesichtszüge einer lieben Bekannten von mir zu verstecken.“

Bei diesen Worten hatte er sich der Wand genähert und das ältere Gemälde durch einen Druck mit seinem Finger wieder an seinen Platz gebracht. „Das,“ sagte er, „ist die Dame von Rittwitz.“

„Ah!“ das sieht freilich anders aus,“ sprach der alte Herr kopfnickend. „Ja, so habe ich es mir auch gedacht. – Verzeihen Sie meinen Irrtum. Das Bild der Dame von Rittwitz hat etwas ungemein Melancholisches; es will Abend werden, eine unheimliche Nacht, wogegen das andere Bild wie ein freundlicher Frühlingssorgen lächelt. Ist das nicht auch Ihre Ansicht, meine Herren?“

Das war nun freilich die Ansicht der sämtlichen Anwesenden und sie pflichteten derselben auch in einzelnen Ausdrücken bei; Graf Arthur aber, dem dieses Gespräch anfang, peinlich zu werden, wandte sich an Herrn von Rittwitz und sagte ihm mit leiser Stimme: wenn die Ehre seines Besuches vielleicht besondere Veranlassung habe, so stände er zu seinen Befehlen und bäte in diesem Falle, ihm gütigst in ein anderes Zimmer folgen zu wollen.

Der alte Herr nahm die Frage mit einem wahrhaft herzlichen Lächeln auf. „Eine besondere Veranlassung, die mich hierher führt, habe ich allerdings. Doch ist sie nicht der Art, daß sie uns nötigt, die angenehme Gesellschaft Ihrer mir so werten Freunde zu verlassen. Offenherzig gesagt, bin ich gekommen, mich bei Ihnen zum Diner einzuladen. Ich weiß, sie speisen um fünf Uhr, und werden mir gewiß ein Couvert nicht versagen. Ihnen, lieber Graf, sowie all’ diesen Herren steht dagegen vorkommenden Falles ganz Rittwitz zur Verfügung.“ Bei diesen letzten Worten machte er eine sehr liebenswürdige Handbewegung gegen die Freunde des Hausherrn, welche von diesem durch eine angemessene Verbeugung erwidert wurde.

„Oh weh! unser schönes Garcon-Diner!“ sprach Hugo von B. zu seinem Nachbar, dem Legationsrat, der den Herrn von Rittwitz mit Erstaunen betrachtete und zu dem Major sagte: „Das ist ein eigentümlicher alter Herr. Bei einem anderen würde mir eine solche Selbsteinladung in den gegenwärtigen Verhältnissen wie Hohn und Spott erscheinen, aber er spricht so natürlich, daß man sich denken könnte, er habe wirklich die Absicht, mit seinem lieben Schwiegersohn eine heitere Stunde zu erleben. Verstehe das, wer’s kann.“

„Ich ebenso wenig wie Du,“ antwortete der Angeredete. „Es wird Dich nicht überraschen, wenn ich Dir gestehe, daß ich aus meiner Verwunderung garnicht recht herauskomme. Übrigens weiß er die unangenehme Sache mit einem Takt zu nehmen, der bewundernswürdig ist. Und wenn seine Tochter sich halb so

verständlich benimmt, so kann die Sache noch immer werden wie sie will.“ „Das Diner ist serviert,“ meldete der Kammerdiener.

Und der Graf Arthur, der mit Herrn von Rittwitz in der Fensternische gesprochen, ersuchte den alten Herrn mit einer tiefen Verbeugung, voranzugehen.

Man speiste wohl nirgends so behaglich, angenehm und gut wie bei dem Grafen Schönfeld. Wenn er es auch liebte, daß seine Gäste, und darunter seine vertrautesten Freunde, in sehr gewählter Toilette erschienen, wenn selbst bei diesen kleinen Dinern die Arrangements reich und gewählt waren und die Dienerschaft in großer Livré, so war es doch sonst so zwanglos wie immer möglich. Hugo von B. hatte gefürchtet, es werde heute ausnahmsweise sehr steif und langweilig sein und der alte Herr jeden freien Erguß der Fröhlichkeit hemmen. Das war aber ganz und gar nicht der Fall. Wenn der Freiherr von Rittwitz sein Entrée freundlich und liebenswürdig gemacht hatte, so war er jetzt in der Unterhaltung fesselnd, ja hinreißend. Dabei fiel es ihm nicht ein, das Gespräch an sich zu reißen oder der Gefeierte sein zu wollen. Er nahm das Gespräch fast nur dann auf, wenn er aufgefordert wurde; er erlaubte sich in streitigen Fällen nur eine kleine einfache Bemerkung; diese war aber so gediegen und zeugte von solcher Sachkenntnis, daß man ihn von allen Seiten bat, seine Ansicht zu entwickeln. Dabei war er so voll pikanter Geschichten und Anekdoten, und wußte so prachtvoll zu erzählen, daß er schon nach den ersten Gängen das Herz Hugos von B. erobert hatte und dieser es sich als eine Ehre ausbat, ein Glas Wein mit ihm trinken zu dürfen. Der Legationsrat hatte seinem Nachbar, dem Major, schon mehrere Male versichert, daß er echantirt von dem alten Herrn sei. Und als der Major etwas später leise sein Glas gegen Arthur erhob und ihn mit einem leichten Kopfschütteln, das von einem gelinden Seufzer begleitet war, anschaute, hatten die beiden langjährigen Freunde einen und denselben Gedanken: ein so liebenswürdiger Vater und eine so unliebenswürdige Tochter!

Selbst Graf Schönfeld vergaß auf Augenblicke seine eigentümliche peinliche Lage und er konnte beinahe freudig lachen, wenn der alte Herr mit einer außerordentlichen Komik seine heitern Geschichten erzählte.

Kapitel 4

So mochte es halb sechs Uhr geworden sein, und der kleine reich besetzte Tisch befand sich in jener malerischen Unordnung, welche in diesem Falle für das Auge wahrhaft wohltuend ist. Die Bedienten servierten Champagner und als die hohen Kelchgläser bis an den Rand mit einer kaum merklichen Idee von Schaum gefüllt waren, nahm der Freiherr von Rittwitz mit ziemlicher Feierlichkeit sein Glas zur Hand, erhob sich von seinem Sitze und sprach, nachdem er sich freundlich im Kreise umgesehen:

„Meine Herren! Wenn ich mein Glas ergreife, um dem Gebrauche gemäß einen kleinen Toast auszubringen, so bitte ich, dies dem Ihnen fast gänzlich fremden nicht als Anmaßung auszulegen. Ich bin der älteste von Ihnen, und indem ich auf das Wohlergehen Ihres lieben Freundes, des von mir hochverehrten Grafen Schönfeld, trinke, so gedenke ich auch zu gleicher Zeit meiner armen Tochter. Und an sein Kind zu denken und ihm Heil und Segen zu wünschen, kann man einem Vater schon erlauben.“ Obgleich der alte Herr diese Rede in festem Tone begonnen, so zitterte doch seine Stimme ein wenig und sein Blick war ernst geworden, als er die letzten Worte sprach. Gleich darauf aber faßte er sich wieder und fuhr in ruhigem, sehr sanftem Ton fort, wobei er den Grafen Schönfeld zuweilen mit einem so liebevollen innigen Blick betrachtete, daß sogar der bedächtige Legationsrat später versicherte, dieser Blick sei ihm in die Seele gedrungen. – Herr von Rittwitz fuhr also fort:

„Es ist also nicht zu leugnen, meine Herren, daß zwei von uns sich in einer seltsamen Lage befinden; ich meine den Herrn Grafen Schönfeld und mich. Die eigenwillige, ja, ich will es gestehen, harte Verfügung eines längst verstorbenen eigensinnigen Herrn bringt unsere beiderseitigen Familien, die sich seit langen Jahren etwas schroff einander gegenüberstanden, auf gewaltsame Art zusammen. Früher wurden ähnliche Heiraten in unseren Familien bereitwillig

und gern geschlossen. Jetzt aber – es ist eigentümlich – verbindet sich der letzte Graf Schönfeld mit der letzten Dame von Rittwitz, weil – das Schicksal es so gewollt. Ich spreche nur von dem Grafen Schönfeld, denn was meine Tochter, diese letzte Dame von Rittwitz anbelangt, so schätzt sie die ihr bekannt gewordenen vortrefflichen Eigenschaften des Herrn Grafen so außerordentlich, daß ich, nur ihren innigen Bitten nachgebend, die Sache bis zum Ende trieb und zu jedem anderen Vergleich meine Einwilligung versagte.“

Bei dieser Wendung, welche die drei Freunde des Grafen Schönfeld mit großem Erstaunen vernahmen, konnte sich dieser nicht enthalten, fast unmutig den Redner anzusehen. Ja, er öffnete schon den Mund zu einer Entgegnung, doch machte ihm der alte Herr eine so verbindliche Verbeugung und sah ihn dabei wiederholt so bittend und herzlich an, daß er mit einem Achselzucken gegen seine Freunde stillschwieg. Der alte Herr fuhr mit erhöhter Stimme in fast feierlichem Ton fort:

„Ja, meine Herren, ich habe dem innigen Willen meiner Tochter nachgegeben und habe damit wahrscheinlich dem Herrn Grafen Augenblicke des tiefsten Schmerzes, ja des Unglücks verursacht, bin aber vollkommen geneigt, das alles wieder gut zu machen. Obgleich wir alle wissen“ – dies sagte er mit einem sonderbaren Lächeln – „Graf Schönfeld meine Tochter nicht liebt, so war er doch edel genug, um vor der Welt die gehässigen Gerede, deren schon genugsam kursieren, nicht zu vergrößern, seinen Entschluß dahin auszusprechen, heute Abend mit seiner Frau diese Stadt gemeinschaftlich zu verlassen, um sich, wann und wo es ihm gefällt, mit derselben zu verständigen. Meine Tochter und ich gaben dazu unsere Zustimmung, und ich bin dem Herrn Grafen für diese Aufmerksamkeit dankbar.“

„Mag nun diese Verständigung ausfallen wie sie will, so erkläre ich hier vor Ihnen, meine Herren, daß sowohl meine Tochter als auch ich bereit sind, in eine Scheidung zu willigen, wenn es dem Herrn Grafen so gefällt. Und ich füge hinzu, daß es mir nach dieser Scheidung nie in den Sinn kommen wird, irgendetwelche Forderungen an die Familie Schönfeld zu stellen. Mag also diese, unter so sonderbaren Umständen geschlossenen Heirat was immer für Folgen haben, so ist mit einer Auflösung derselben die Verfügung des alten Herrn Joachim von Schönfeld für ewige Zeiten annulliert, worüber ich mir erlaubt habe, ein rechtskräftiges Instrument aufzusetzen.“ – Er hatte bei diesen Worten in seine Rocktasche gegriffen und ein zusammengefaltetes Papier hervorgezogen, welches er dem Grafen übergab.

„Da man aber, meine Herren, von allen Dingen das beste hoffen muß“ – dies sprach der alte Baron mit einem schlaun, lächelnden Blick auf Arthur – „und da es doch unerhört wäre, wenn ein Vater am Hochzeitstage seiner Tochter auf eine Ehescheidung derselben trinken wollte, so leere ich mein Glas mit einem Wunsche, in den Graf Schönfeld und Sie, meine Herren, jedenfalls einstimmen können, auf den Wunsch nämlich, daß es den beiden Neuvermählten wohl ergehen möge und sie glücklich seien auf Erden.“

Da es nun in der Tat für niemand einen vernünftigen Grund gab, diesem Toaste nicht beizustimmen – man konnte ja denken, was man wollte – so klangen die Gläser zusammen und wurden alsdann geleert.

Die Glocke wies auf sechs Uhr, und nach einem fragenden Blick auf den alten Herrn hob Arthur die Tafel auf. Man zog sich in das schon vorhin erwähnte altertümliche Gemach zurück, wo die Gäste Kaffee und Zigarren bekamen, während sich Graf Schönfeld in das anstoßende Schlafzimmer begab.

Hier erwartetet ihn der alte Kammerdiener, um ihm behilflich zu sein, seine hochzeitliche Toilette mit einem einfachen Reiseanzug zu vertauschen. Der Herr war schweigsam, nachdenklich, und der Diener nahm jedes der ihm dargebrachten Kleidungsstücke mit einem kummervollen Blick und einem gelinden Seufzer an sich.

„Du hast meine Befehle besorgt?“ fragte Arthur nach einem längeren Stillschweigen.

„Aufs pünktlichste, Herr Graf.“

„Beide Wagen?“

„Beide, Herr Graf.“

„Und mein Schreiben an – an die Gräfin Schönfeld –“

„Habe ich ebenfalls übergeben, Herr Graf. Und die Frau Gräfin ist dankbar, daß Sie mit ihren Anordnungen zufrieden sind.“

„Du sprachst sie selbst?“

„Nein, Herr Graf, ich sah nur die Kammerfrau.“

„Gut, Du hast meine Wagen sorgfältig gepackt? – Denke für mich, ich bin heute zerstreut. Vergiß auch meine Kasette nicht und die Bücher, die ich zurückgelegt habe. Noch eins. Wiederhole den Postillonen beider Wagen aufs sorgfältigste die Instruktionen, die ich Dir gegeben. Du wirst nichts vergessen.“

„Gewiß nicht, Herr Graf.“

„So werde ich also gehen. Hast Du mein Coupé einspannen lassen?“

„Es hält unter der Einfahrt.“

„Und die beiden Reisewagen?“

„Der eine im hinteren Hof; der der Frau Gräfin ist aus der Motelle bereist weggefahren, der andere hält in dem hinteren Hofe und verläßt denselben gleich hinter dem Coupé des Herrn Grafen.“

Nachdem Arthur dies kleine Gespräch mit seinem Diener gehalten, trat er ans Fenster und schaute mit verschränkten Armen einen Augenblick in die finstere Nacht hinaus. Dann wandte er sich plötzlich um, reichte dem Kammerdiener beide Hände, drückte und schüttelte sie herzlich und sagte mit weicher Stimme: „So leb denn wohl mein lieber, getreuer Freund. Nur keinen Abschied. Sorge für mein Haus, wie Du es immer getan hast; ich werde Dir in den nächsten Tagen schreiben – Adieu!“

„Gott schütze Sie, Herr Graf,“ sprach der alte Diener und da er die Gewohnheiten seines Herrn kannte, so blieb er an der Schlafzimmertür stehen, zog sie leise ins Schloß, als der Graf hindurchgegangen war, und dann wandte er sich um und preßte beide Hände vor sein von Tränen feuchtes Gesicht.

Einen ebenso kurzen Abschied wie von dem Diener nahm Graf Schönfeld auch von seinen Freunden. Alle wollten aufspringen um ihm das Geleit bis zum Wagen zu geben, doch bat er sie dringend und herzlich, dies nicht zu tun, um nicht den unvermeidlichen Schmerz des Scheidens zu vermehren. Freiherr von Rittwitz stimmte ihm vollkommen bei und sagte nach einem herzlichen Händedruck: „Graf Schönfeld hat recht. Auch ich mag dieses Abschiednehmen durch die Vorzimmer, die Treppen hinab, beim Einsteigen bis zu dem Moment, wo der Wagen verschwindet nicht leiden. Wozu nützt das auch? Man wiederholt dasselbe hundertmal, man macht sich gegenseitig weich und verlängert einen Schmerz, dem man durch raschen Abschied mehr oder weniger die Spitze abbrechen kann. – Behüte Sie der Himmel, Graf Schönfeld; es ist mir gerade, als sähen wir uns bald wieder.“

„Adieu, Arthur!“

„Lebt wohl! Denkt an mich!“

Graf Arthur ließ sich unter der Einfahrt seinen Mantel umgeben, dann trat er zum Kutscher, der auf dem Bock saß und sagte ihm: „Du fährst ins Hotel Killmar, und wenn wir dies nach kurzem Aufenthalte wieder verlassen, zum Steintor hinaus der Station D. zu. Du wirst fahren, was die Pferde laufen können, bis Du auf der Straße meinen Reisewagen halten siehst; Joseph ist dabei.“ Nach-

dem Arthur diesen Befehl gegeben, warf er sich in das Coupé, die Tür wurde geschlossen und der Kutscher fuhr in gestreckten Trabe durch die dunklen Straßen.

In wenigen Minuten hatte er das Hotel Killmar erreicht, und nachdem Graf Schönfeld aus dem Wagen gesprungen, wollte er ins Haus treten, als ihm unter der Türe zwei Damen entgegentraten: seine Gemahlin, die Gräfin Schönfeld, und deren Kammerfrau.

„Ich danke Ihnen für Ihre Pünktlichkeit,“ sagte erstere, indem sie leicht den Arm des Grafen berührte, um in den Wagen zu steigen, worauf Arthur entgegnete:

„Sie werden daran nicht gezweifelt haben, gnädige Frau, daß ich Ihrem Wunsche mit Vergnügen entgegen kam; es ist leider so wenig, was ich für Sie zu tun im Stande bin.“

Die Tür des Wagens wurde abermals geschlossen, die Kammerfrau setzte sich neben den Kutscher auf den Bock und das Coupé rollte davon.

Es war ein trüber, windiger Herbstabend; der mit Wolken bedeckte Himmel spendete zuweilen einen kleinen scharfen Regen, der das Straßenpflaster näßte und glänzende Flächen bildete, worin sich das Licht der Gaslaternen spiegelte. Der Kutscher des Grafen tat seine Schuldigkeit und der Wagen flog jetzt durch engere Straßen, dann über weite Plätze, gleich darauf über Brücken rasselnd und dröhnend dahin, hier zwischen dunklen, spärlich erleuchteten Häusern, dort vorüber an hell und glänzend erleuchteten Magazinen, deren Licht zuweilen voll und blendend in den Wagen fiel. In solchen Momenten warf Arthur wohl einen schnellen Blick nach der Seite, wo seine Gemahlin saß und sah alsdann, wie sie sich, in ihren Mantel gehüllt, in die Ecke drückte.

In früheren Zeiten hatte er sich eine Hochzeitsreise anders ausgemalt, er hatte gedacht, das sei wohl der glücklichste Augenblick in seinem ganzen Leben, wo er ein Wesen, daß er innig und herzlich liebe, endlich sein nennen dürfe, wo er zurücklassend allen Zwang, alle Etikette nun endlich dicht neben seinem jungen Weibe sitzen werde, traulich im engen Wagen, wie er alsdann ihre Hand ergreifen würde, sie unzählige Mal an sein Herz und seine Lippen drücken und ihr ebenso oft zu wiederholen: jetzt bist Du mein, mein, – ganz mein! –

Vergebliches Hoffen und Wünschen eines armen sehnenenden Menschenherzens! Das war nun alles vorbei, und wo er selig hätte sein können, saß er bewegt da, fast verlegen, traurig, unglücklich. – Ob ihr Herz wohl von einem ähnlichen Gefühl bewegt wurde? –

Wenn Arthur zurückdachte an sein vergangenes Leben, an manche heitere und glückliche Stunde, so trat ihm immer wieder jener letzte Abend auf dem Monte Pincio bei Rom vor die Seele, und es war ihm, als sähe er immer und immer wieder den Himmel auflodern im Glanz der untergehenden Sonne – ein wildes, tückisches Feuer, sein ganzes Lebensglück verzehrend. War doch dieser letzte Abend so selig und wieder so entsetzlich für ihn gewesen. Hatte er doch an diesem ihr erstes und einziges Liebeswort vernommen: „Arthur, mein Arthur!“

Schon längst hatte der Wagen die Stadt verlassen und draußen auf der Landstraße herrschte der windige regnerische Herbstabend in seiner ganzen Unheimlichkeit. Zuweilen fuhren die schweren Tropfen klatschend gegen die Scheiben des Coupés und wenn man in die Nacht hinausblickte, so bemerkte man, wie der Wind zuweilen zum Sturm wurde und sah beim ungewissen Schein der Wagenlaternen, wie er in seinem Grimm die Zweige der Bäume schüttelte und tief herabbeugte.

Die Stadt, die sie soeben verlassen, lag in der Ebene, doch fing das Terrain nicht weit von den Toren an zu steigen, die Straße lief den Bergen zu, in welchen die Poststation D. lag.

Schweigend waren die beiden bisher gefahren, und so gern auch Arthur ein freundliches Wort gesprochen, so fand er doch, wie er auch hin und her dachte, keine Veranlassung dazu. Er hatte eine unbegreifliche Scheu vor seiner Nachbarin, und wenn er sich so recht fest in seine Wagenecke drückte, so dachte er gern an sein Haus in der Stadt, an sein trauliches Zimmer, wo die Freunde noch vereint um das Kaminfeuer saßen. Hatte doch Herr von Rittwitz ihn scherzhaft ersucht, noch eine Stunde da bleiben zu dürfen, und versprochen, für den Abwesenden die Honneurs zur Zufriedenheit seiner Gäste machen zu wollen.

Endlich aber mußte das Schweigen doch gebrochen sein.

Der Wagen näherte sich der Stelle, die dem Kutscher zum Halten angegeben worden war. Mit etwas leiser Stimme fing Graf Arthur deshalb zu sprechen an. „Wir kommen bald auf die Höhe,“ sagte er, „wo Ihrem Wunsche gemäß beide Reisewagen halten. Sie haben mir schriftlich angezeigt, es sei Ihre Absicht, sich schon dort von mir zu trennen.“

„O ja, schon dort,“ entgegnete sie. Und der Ton ihrer Stimme klang unmutig, sogar etwas heftig. „Sie werden mir Dank wissen, daß ich die Qual unseres Beisammenseins so viel als möglich abkürze. Aber sie denken vielleicht nicht an das Gerede der Leute, z. B. der Postillons, die, heute Abend nach der Stadt zurückgekehrt, gleich erzählen werden, der Graf und die Gräfin Schönfeld haben ihre Reise jedes in seinem eigenen Wagen fortgesetzt.“

„Ob dies Gerede etwas früher oder später entsteht, darum kümmere ich mich nicht. D. ist eine Stunde weiter entfernt, und von dort findet die Neuigkeit fast ebenso schnell ihren Weg nach der Stadt. Deshalb habe ich mir erlaubt, Ihnen gestern schriftlich und heute mündlich Paris vorzuschlagen. Wir hätten uns da so unbemerkt trennen können, daß nicht darüber gesprochen worden wäre.“

Die Gräfin hatte den Kopf in die Hand gestützt und antwortete nach einer Pause mit weicherer Stimme: „Ich war Ihnen dankbar für diese Aufmerksamkeit. Doch ist es mir zu peinlich, auf solche Art eine längere Reise zu machen.“

„Ja, es ist recht peinlich.“

„Entsetzlich!“

Damit hielt der Wagen, die Kammerfrau öffnete den Schlag, der Graf sprang heraus, doch ehe ihm die Gräfin folgte, sagte sie: „Ich habe noch eine kleine Bitte. Sie werden vielleicht so freundlich sein, meinen Wagen vorausfahren zu lassen; ich werde in D. den Weg über S. nach unseren Gütern einschlagen. Dort erwarte ich, was Sie mir weiter zu sagen haben.“

Graf Arthur verbeugte sich tief vor der Frau, mit der er wenige Stunden verheiratet war und von der er sich hier in Wind und Regen auf offener Straße für immer trennen sollte. Er begleitete sie zu ihrem Reisewagen, und als er sie so sanft hineinschob, wie es ihm möglich war, fühlte er einen seltsamen Schmerz in seiner Brust, und er wußte nicht, warum er die Lippen fest aufeinander pressen mußte. Er warf selbst den Tritt auf, er schloß den Schlag und dann blieb er vor dem Wagen stehen, als erwarte er noch ein Wort des Abschieds. Auch die Gräfin lehnte sich nicht sogleich in die Ecke zurück, sie blieb vorn übergebengt sitzen und drückte vielleicht eine Sekunde lang beide Hände vors Gesicht. Nur einen Moment, dann ließ sie die Rechte wieder sinken, gerade so auf den Schlag des Wagens, als wollte sie dieselbe zum Abschied hinausreichen. Arthur fühlte sich gedrungen, dies auch so zu verstehen, und ohne ein Wort zu sprechen, nahm er ihre Hand in die seinige. – Ihre Finger ruhten wie leblos in seiner Rechten, doch als sie diese gleich darauf zurückzog, war es ihm, als habe die Hand der Gräfin heftig gezittert. –

„Fort! fort!“ war ihr letztes Wort; die Postillone hieben auf ihre Pferde und der Wagen rollte davon.

Da fühlte der Graf in seiner Brust das selbe Weh wie vorhin. Dorthin schwankte der Wage im Schein der Laternen, und es war ihm gerade, als blicke sie aus demselben und sehe zurück nach ihm. Rief sie etwas oder war es das Heulen des Windes, welches ihm wie der Ton einer menschlichen Stimme vorkam? – Nein, es war seine Phantasie, sein klopfendes Herz, sein Unglück, seine Erinnerungen. Und doch hätte er darauf schwören wollen, er habe eine klagende Stimme vernommen, welche rief: „Arthur, mein Arthur!“

Lange stand er so in Regen und Wind, lange, bis der enteilende Wagen schon geraume Zeit verschwunden war. Dann schickte er seinen Kutscher mit dem Coupé nach der Stadt zurück und trug ihm einen herzlichen Gruß auf an die Freunde, die er noch in seiner Wohnung treffen werde. Ehe er in seinen Reisewagen stieg befahl er, langsam nach D. zu fahren.

Es war Arthur schmerzlich, die romantisch gelegene Station so wiedersehen zu müssen. Er hatte in dem kleinen Schloßchen, wo sich die Posthalterei befand, manche heitere Stunde verlebt. Ja, wenn er an das unnennbare Glück gedacht, einstens Magdalene als sein Weib heimführen zu dürfen, so war er fest entschlossen gewesen, in D. einen Tag zu bleiben. Dort war ein reizendes Zimmer, hoch über einem Abgrunde gelegen, an dem das Schloßchen stand. Dort hatte man eine wunderbare Aussicht auf die Berge, die sanft in die Ebene ausliefen, auf diese Ebene selbst und die große Stadt, in der er künftig mit ihr wohnen wollte. Von dort aus wollte er sie, die er so innig liebte, mit der Gegend bekannt machen, dorthin wollte er einen leichten Wagen kommen lassen, um sie ohne Aufsehen in die neue Heimat zu führen. – Das war ein entzückender Gedanke für ihn gewesen, aber bei dem Gedanken war es auch geblieben. Zur Ausführung sollte er ja nie, nie kommen.

Jetzt klangen durch das Sausen des Windes hell und lustig die Hörner der Postillone. Die Station D. war erreicht, und der Posthalter selbst trat an den Schlag, öffnete diesen mit der Frage, ob Graf Schönfeld, den er augenblicklich erkannt, nicht aussteigen wolle.

Arthur blickte nach dem anderen Wagen, und als er ihn nicht mehr sah, wußte er nicht, ob es ihm lieb oder unlieb war. Er trat in das Haus und sein erster Blick fiel auf die Kammerfrau der Gräfin Schönfeld, welche ihm entgegentrat und ihn schüchtern ersuchte, es nicht unfreundlich annehmen zu wollen, wenn

sie sich erlauben müsse, ihm eine kleine Bitte vorzutragen. Die alte Kammerfrau hatte ein gutes ehrliches Gesicht, sie liebte ihre Herrin, und als sie mit dem Grafen sprach, zitterte ihre Stimme, gewiß vor Rührung und Herzeleid. „Es ist der Frau Gräfin recht schmerzlich geworden,“ sagte sie, „hier einen Augenblick anhalten zu müssen; sie hat lange mit sich gekämpft, fand aber, daß sie dem Herrn Grafen noch etwas mitteilen müsse. Eine Sache, die sich schriftlich nicht gut abmachen läßt. Seien Sie deshalb nicht böse, gnädiger Herr,“ setzte sie mit weicher Stimme hinzu, „es handelt sich ja nur um wenige Augenblicke, und ich glaube nicht, daß sie bereuen werden, den Wunsch der Frau Gräfin erfüllt zu haben.“

Der Graf nickte schweigend mit dem Kopf und stieg die Treppen hinan. Auf dem ersten Absatz wandte er sich nach der Kammerfrau um, die ihm gefolgt war, und fragte sie, in welchem Zimmer sich die Gräfin befände.

„Im Erkerzimmer, das Euer Erlaucht bekannt ist,“ gab der geschäftige Posthalter zur Antwort, der händereibend unter der Treppe stehen geblieben war.

Die alte Kammerfrau nickte mit dem Kopf; sie hatte die Hände gefaltet, und als ihr der Graf bei dem hellen Schein der Lichter, mit denen ein Kellner voraussprang, in das Gesicht sah, bemerkte er, daß die hellen Tränen über ihre Wangen hinabrollten.

Dort war das Zimmer; die Kammerfrau öffnete es, ließ den Grafen eintreten und zog dann die Türe leise wieder ins Schloß. O, er kannte genau dieses Appartement; er befand sich im Vorzimmer desselben, dort rechts war eine geöffnete Türe, die nach dem traulichen Gemach mit dem Erker führte. Er machte zögernd ein paar Schritte und als er nun dieser geöffneten Türe gegenüber trat, blieb er plötzlich wie angefesselt, überrascht, fast schaudernd stehen. – Vor sich sah er den Erker, der hinaus in das Freie führte, er sah die mächtigen Bäume, welche dicht am Abgrund standen und ihre Äste wie schützend über die Ballustrade hereinstreckten. – Aber er sah noch mehr. Er sah ein lebendes Bild, er sah das Bild, welches in seinem Zimmer hing, gegenüber dem alten Herrn Joachim von Schönfeld. Ja, das war dieselbe weiße Gestalt, welche sich dort hinab beugte, deren Gesicht seltsamer Weise abgewendet war, sodaß man nur ihr langes fliegendes Haar sah, welches über den weißen Nacken und die entblößten Schultern herabhing. War das Gemälde melancholisch, so war der Anblick hier ergreifend, fast furchtbar zu nennen.

Arthur trat unwillkürlich einen Schritt zurück; er wußte nicht, wie ihm geschah. Er erwartete etwas Entsetzliches, und das mußte kommen, und es kam. Denn jetzt bemerkte er deutlich, wie die weiße Gestalt am Erker – Die Dame von Rittwitz – langsam ihren Kopf erhob, um sich nach ihm umzuschauen. Alle die Bilder, die er sich seit Jahren, wenn er traurig zu Hause jenes Gemälde betrachtet, von der unglücklichen Hildegard gemacht, traten jetzt so lebhaft vor seine Seele, daß er, von dem eigentümlichen Moment überrascht, sich einen Augenblick abwenden mußte. Aber nur eine Sekunde. Und als er gleich darauf mit voller Willenskraft wieder nach dem Erker schaute, schrie er laut auf vor Überraschung, Glück und Seligkeit.... SIE blickte ihm entgegen, SIE, die er so innig liebte, die ihm entschwunden war wie der Klang eines Liedes, wie ein süßer Traum – Magdalene! Und war dies nicht am Ende auch ein Traum? Schliefe er vielleicht und sollte, im nächsten Augenblick erwachend, sich vielleicht im Wagen wiederfinden, allein dahinfahrend in der traurigen, stürmischen Nacht? – Er stürzte in das Zimmer. – Nein, nein, es war kein Traum!

Die weiße, gespensterhafte Gestalt hatte warmes, frisches Leben. Es war seine Magdalene, die sich ihm nun an die Brust warf und die unter lautem Weinen herzlich wie an jenem Abend in Rom ausrief: „Arthur, mein Arthur!“

Lange, lange hielten sich die Liebenden eng umschlossen, dann legte Arthur seine Hand unter das Kinn Magdalens, hob ihr den Kopf sanft in die Höhe und schaute ihr lange in die süßen Augen und das ganze liebe Gesicht. Er verglich dasselbe mit dem Bilde, welches in seinem Herzen lebte, und mußte sich selbst gestehen, daß er die Erinnerung an sie treu bewahrt. – „Aber wer bist Du eigentlich, rätselhaftes Wesen?“ fragte Graf Schönfeld nach einer Pause, indem sich in seinen Ton der Heiterkeit ein beinahe ernster Klang mischte.

„Wer bin ich?“ erwiderte Magdalene. „Ich zittere fast, es Dir zu sagen, denn ich fühle wohl, meine Mutter und ich, wir sind in dem Spiele, das wir in Rom begonnen, etwas zu weit gegangen. Ich war bis heute das, was ich eben vorstellte: die Dame von Rittwitz, und jetzt bin ich Dein treues, gutes, unterwürfiges Weib. Die Hülle, mit der ich vor dem Altar erschien, liegt dort,“ setzte sie hinzu, indem sie neben sich wies. „Und mit dem Schleier, unter dem Du mich für eine früher gesehene Fremde hieltest und den ich nun von meinem Antlitz entfernte, legte ich auch den Geist der Heftigkeit und des Widerspruchs, der Dich erschreckte und von mir zurückstieß, bei Seite.“

„Du spieltest ein gewagtes Spiel, Magdalene,“ versetzte Graf Schönfeld. Und

wenn sie nicht ihre Hände gefaltet hätte und ihn so innig bittend aus den klaren Augen angeschaut, wer weiß, ob sein Ton nicht sehr ernst geworden wäre. Doch schüttelte er mit dem Kopfe und sagte: „Verzeih’ mir, Magdalene, aber Deine Mutter tat Unrecht, Dir keinen besseren Rat zu geben. Du hättest Dein Spiel verlieren können.“

„O nein, nein Arthur!“ sprach sie erschrocken. „Das war ja nicht möglich! Mein Spiel verlieren hieße ja Dich verlieren! Und dann –“ Sie warf sich ihm aufs neue stürmisch an die Brust und als er abermals sanft ihr Gesicht erhob, sah er daß ihre Tränen reichlicher flossen. Er sprach ihr freundlich zu, bis sie so weit ruhig geworden war, um wieder lächeln zu können. Dann sagte sie: „Als wir Dich in Rom trafen, wußte ich ja, daß ich für Dich bestimmt war. Und als ich Dich erst einmal gesehen, war ich glücklich in meiner Bestimmung. Unser gefährliches Spiel, wie Du es mit Recht nanntest, hätte nach meinem Willen auch schon in Rom sein Ende gefunden, aber die Mutter wollte erproben, ob Deine Liebe zu mir wahr und innig sei. Wir wußten um Deine Nachforschungen, aber wir wußten auch, daß Du uns unmöglich auffinden konntest. Die Mutter ist in ihrer Sorge um mich fast zu weit gegangen, aber sie würde ihr Kind nie einem Schönfeld gegeben haben, von dem sie hätte voraussetzen können, er erfülle nur die Klausel jenes Testaments, das uns doch am Ende glücklich gemacht. – Ist es nicht so, Arthur?“ setzte sie ängstlich fragend hinzu, indem sie ihm innig in die Augen blickte.

„Es ist zu viel in den letzten Tagen auf mich eingestürmt,“ erwiderte er, „als daß ich mich in diesem Augenblicke so freuen könnte, wie ich sollte. Doch habe ich Dich ja wieder, meine Magdalene, aber verzeihe mir, es wird noch einige Zeit dauern, wahrscheinlich nur eine kurze Weile, bis ich meine Liebe zu Magdalene von Werthen auf die Dame von Rittwitz übertragen kann.“

„Und Deine arme kleine Frau?“ fragte sie schüchtern.

„Du hast recht,“ antwortete Arthur indem er sie sanft und herzlich an sich drückte. Lassen wir das Vergangene vergangen sein. Denken wir nicht mehr an die falsche Magdalene von Werthen in Rom, und ebenso wenig an die gespensterhafte Dame von Rittwitz; laß mich nur an mein Glück denken, und das bist Du, mein kleines, liebes, süßes Weib.“

Die Liebenden hatten überhört, daß der wißbegierige Posthalter verschiedene Mal geklopft, und als er jetzt seinen Kopf zur Tür herein streckte, um ganz gehorsamst zu melden, daß der Reisewagen des Herrn Grafen angespannt, er-

laubte er sich die schüchterne Frage, wohin der Postillon zu fahren habe. Arthur sah die Gräfin an, und als sie mit leiser Stimme sagte: „Nicht wahr, wir fahren heute Abend nicht weiter ins Land hinein? Wir kehren nach der Stadt zurück zu meinem Vater und zu Deiner Wohnung, die ich ja noch nicht kenne?“ da nickte er freudig mit dem Kopfe, und eine Viertelstunde darauf jagten die vier Pferde mit dem Reisewagen des Grafen denselben Weg zurück, den sie vorher gekommen waren.

Der Freiherr von Rittwitz hatte die Freunde des Grafen durch seine lebhaft geistreiche Unterhaltung so zu fesseln gewußt, daß keiner daran dachte, nach dem Diner nach Hause zu fahren. Als eine Stunde vorübergegangen war, proponierte er eine Tasse Tee und eine Partie Whist mit dem Strohmann, die auch, da man doch nichts Besseres mit dem Abend anzufangen wußte, angenommen wurde. Der alte Herr machte dabei die Honneurs so unbefangen, daß man glauben konnte, man sei bei ihm auf Rittwitz. Hatte er es doch sogar verstanden, die kummervolle Miene des Kammerdieners gänzlich aufzuheitern. Während der ersten zwei Rubber, wo er nicht mitspielte, ging er in das Schlafzimmer des Grafen Schönfeld, hatte dort eine lange Zeit Gottweiß was getrieben, und als er nun mit dem alten Diener heraustrat, strahlte dessen Gesicht auf eine wahrhaft komische Weise.

Die drei Spieler waren so vertieft, daß sie nicht einmal bemerkten, wie hierauf der Kammerdiener das Bild der Dame von Rittwitz öffnete, das Original gänzlich wegschob, sodaß das freundliche Gesicht Magdalens von Werthen wohlthuend aus dem alten düsteren Rahmen herausblickte.

Endlich mußte der alte Herr von Rittwitz in die Partie eintreten; doch er war so zerstreut, daß er, sonst ein vortrefflicher Spieler, Fehler über Fehler machte. Hugo von B., der den letzten Strohmann gehabt, ließ sich an dem Kaminfeuer nieder, und als er wieder hinauf nach dem Bilde der Dame von Rittwitz blickte, konnte er einen Ausruf der Überraschung nicht unterdrücken. Schon erkundigten sich die anderen nach dem Grunde seines Erstaunens, als sie mit Befremden bemerkten, daß der Freiherr von Rittwitz mitten in einem ausgezeichneten Spiele seine Karten niederlegte, sich plötzlich erhob und horchte. Das alles hatte etwas Eigentümliches, fast Unheimliches, sodaß der Legationsrat den Major und dieser den Legationsrat mit einem sehr befremdeten Blicke anschaute. Worauf

horchte der alte Herr? – Auf das Sausen des Windes, auf das Klatschen des Regens? Sonst vernahm man nichts. – Und doch, jetzt hörte man weit in der Ferne den lustigen Ton eines Posthorns, dann das Rollen eines schweren Wagens, und als dies näher und näher kam, wurde der gleichförmige Trab von vier Pferden hörbar, deren Eisen auf dem Pflaster klirrten. Lärmend rasselte und rollte es unter die Einfahrt – und hielt dann plötzlich.

Der Freiherr von Rittwitz tat einen tiefen Atemzug; da er aber ruhig stehenblieb, so machten es der Major, der Legationsrat so wie auch Hugo von B., der sich langsam aus seinem Fauteuil erhoben hatte, ebenso. – Alle blickten in gespannter Erwartung nach der Thür.

Die Portièren wurden vom alten Kammerdiener geöffnet und herein trat Graf Schönfeld, den die drei Freunde schon meilenweit geglaubt. Am rechten Arme führte er eine junge Dame, seine Frau, die schüchtern den Kopf gesenkt hielt. Als sie in die Mitte des Zimmers kam, erhob sie ihr Gesicht, worauf Hugo von B. entgegen aller Etikette in seinen Fauteuil zurückfiel, der bedächtige Legationsrat aber einen Ausruf tat, wie man sonst nicht gewohnt ist vor Damen zu vernehmen, und der Major laut hinausschrie: „Magdalene von Werthen!“

Arthur weidete sich für einen Augenblick an dem Erstaunen und der Überraschung seiner drei Freunde und hatte während dessen Zeit, dem alten Herrn, der ihm entgegengeilt war, herzlich die Hand zu schütteln. Dann aber stellte er der jungen Dame die Freunde vor und präsentierte darauf seine Frau mit den Worten: „Die Gräfin Schönfeld, mein liebes Weib, bis dahin –

die Dame von Rittwitz.“